

Biogr.

634

25

Hermann Lingg
Sein Leben u. Schaffen
von
Rupert Kreller



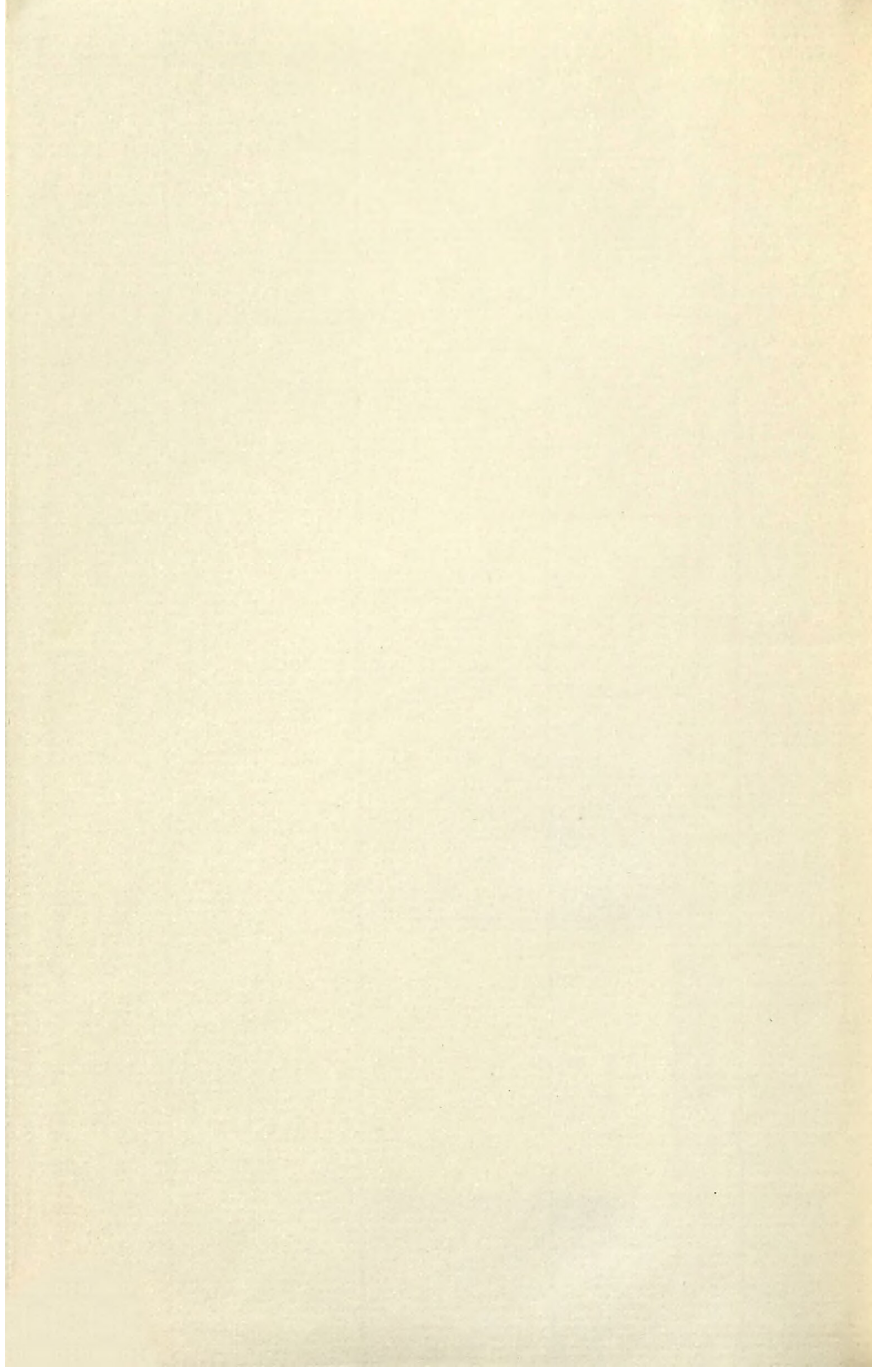
Biogr. 634^v

<36633643770014

S

<36633643770014

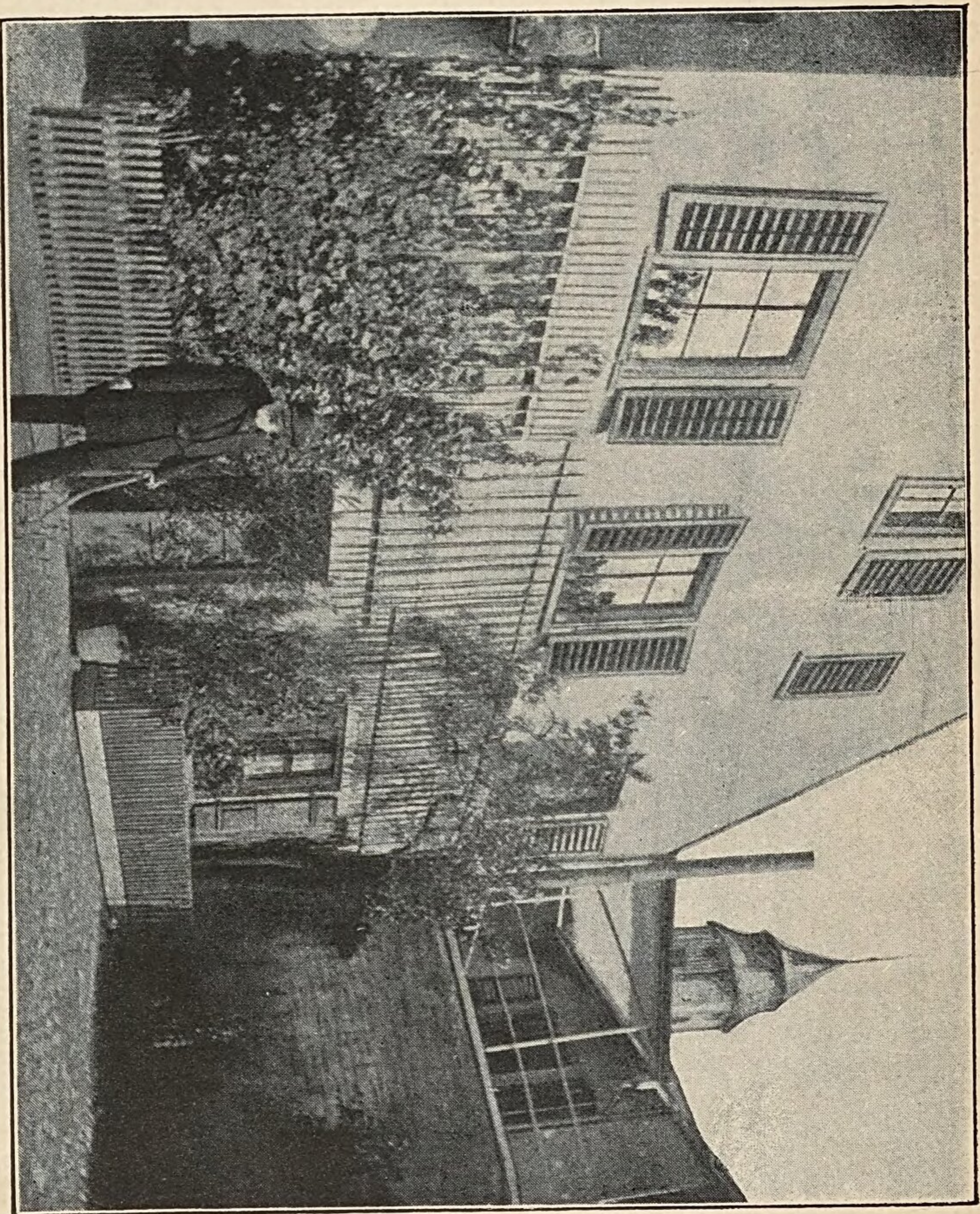
Bayer. Staatsbibliothek



Briggs. 634 1/2

(Kneller)

(Ling)



Geburtshaus des Dichters.

HERMANN LINGG.

SEIN LEBEN UND SCHAFFEN.

(Vortrag, gehalten im Vereine für allgemeine Bildung
und Fortschritt zu Immenstadt)

von

RUPERT KRELLER.

MÜNCHEN

AKADEMISCHE BUCHDRUCKEREI VON F. STRAUB

1896.

„Rosiger Pfirsichbaum
Ueber und über voll Blüten —
Dich selber sieht man kaum!“



(Herm. Lingg.)

Dem
hochverehrten Herrn Commerzienrath

ADOLF PROBST

in Immenstadt

als Zeichen aufrichtiger Hochachtung

gewidmet von

RUPERT KRELLER.

THE
JOURNAL OF THE
AMERICAN MEDICAL ASSOCIATION

ADOLF PROBST

OF THE

AMERICAN MEDICAL ASSOCIATION

ROBERT KELLER

I.

Es ist eine düstere Weltanschauung, welche heute wieder, wie schon vor einem Jahrhundert, auf allen Strassen gepredigt wird und glauben machen will, dass das Leben nur ein Verzehren in Arbeit ohne Hoffnung auf endliche Besserung unseres Schicksals sei und dass der Menschheit überhaupt ein allmählicher Aufschwung zur Lebensvollendung genommen wäre.

Das kann aber unsere Ansicht vom Werte des Menschenlebens und seiner künftigen Entwicklungsstufen nicht sein; wir erkennen vielmehr gerade in der Arbeit den kräftigsten Hebel, unser Los zu mildern, und einen Segen, der den alttestamentlichen Fluch bei weitem überwiegt. Denn ihre herrliche Frucht ist die Bildung, welche auf allen Gebieten des menschlichen Schaffens so unendlich reichen Gewinn erntet und wie nichts anderes den Menschen immer mehr zur Lösung seiner kulturellen Aufgabe befähigt und anfeuert.

Die Gegenwart zeigt im Vergleich mit der Vergangenheit einen unleugbaren Fortschritt, und wie bisher ein solcher zu konstatieren ist, winkt auch in die Zukunft ein Weg der Entfaltung, der Ausgestaltung zum Besseren, und zwar gerade auf Grund des Wettbewerbes zwischen Arbeit und Bildung. Wer also heute in völlig unbegreiflicher Verblendung den Ruf zu erheben wagt: »Fort mit der Qual der Arbeit!« und auf anderem, als dem angegebenen Wege zu einem glücklicheren Dasein zu gelangen hofft, lügt sich selbst und die Mitwelt an. Ihm fehlt jedes Verständnis für die Bedingungen und die Art der Vervollkommnung unseres Geistes.

Unsere geistige Natur ist nämlich darin der organischen ähnlich, dass sie nicht schon von Haus aus nach allen möglichen Seiten ihrer reichen Anlagen entwickelt ist. Die Ziel- und Richtpunkte jedoch, nach denen hin die Menschheit sich zu vervollkommen bestimmt ist, liegen ihr keimhaft unbewusst, wie stillwirkende Gesetze eingeschlossen; sie werden im Bewusstsein gleichsam geahnt, wir stellen uns unsere zukünftigen Entwicklungsstufen schon in Bildern vor, in Idealen. Das Grösste, was wir uns auf unserem gegenwärtigen Standpunkte denken können, wird aber nie völlig von der Wirklichkeit erreicht werden, weil ja jede Verwirklichung alsbald wieder zu höherer Fassung, zu vertiefterer Form des Ideals führt, wie ja jede gefundene Wahrheit dem Forschungstriebe neue Aufgaben stellt. In dieser Steigerung und immer tieferen Fassung liegt eben der Fortschritt der Geschichte. Ein Jahrhundert ist so die Lehrerin des kommenden, und die Geschichte der Menschheit ist zugleich die Geschichte ihrer Ideale.

Was die Vergangenheit als Ideale aufgestellt hat, davon zehrt die Gegenwart; und wenn die Vorsehung nicht auch unserer Zeit Männer hohen Geistes und menschenfreundlicher Gesinnung erwecken würde, müsste Gegenwart und nächste Zukunft in ihrem Bannkreis gefesselt bleiben; es träte ein Stillstand ein in der Kulturarbeit am Menschengeschlechte. So hat es Jahrhunderte gegeben, in welchen infolge kulturfeindlicher Kriege oder weitumgreifender Seuchen und ihrer traurigen Folgen für Volkswohlstand kein Schritt vorwärts gethan wurde in der Förderung der geistigen wie der leiblichen Wohlfahrt ganzer Völker; denn mit der Hoffnung auf die Zukunft flieht naturgemäss auch der Mut kraftvollen Strebens.

Aber nach Tagen der Not, der Sorgen für das zunächst Notwendige, kommen immer wieder Zeiten der inneren Sammlung, der Erhebung über das bloss Irdische, wie im Einzel-, so im Völkerleben. Dann stehen aber auch wieder geistesgewaltige und gemütsreiche Menschen auf, welche — genährt

an den Geistesschätzen der Vergangenheit — ihre Zeit um einen Schritt vorwärts bringen durch neue Ergebnisse ihrer Gedankenarbeit; oder die ihre Lebensanschauung zum künstlerisch vollendeten Ausdrucke bringen, so dass sie vielen Herzen die Sehnsucht erfüllen, Tausenden das Geheimnis der eigenen Seele entschleiern. Diese sind es, und unter ihnen vorzüglich die Dichter, welche den Gedanken und Gefühlen der Besten ihres Zeitalters eine sichtbare und dauernde Gestalt geben, welche berufen sind, die Welt der Ideale zu bilden und zu hüten, auf dass der Menschheit das hohe Ziel nicht aus den Augen komme, der erhebende Glaube an dasselbe nicht verloren gehe.

Darin liegt auch unserer Anschauung nach der tiefste Grund, weshalb uns alle echte Dichtung so unendlich anspricht, erhebt, tröstet, und darum mussten wir auch diese einleitenden Worte vorausschicken, weil in ihnen der Standpunkt gegeben werden wollte, von dem aus ein so reiches Gedanken- und Gefühlsleben, wie das eines Dichters, gewürdigt, sein Schaffen als ein verdienstliches und hochbedeutsames dargethan werden kann.

Und so kommen wir erst jetzt zu unserem eigentlichen Gegenstande, indem wir einen Sohn unserer engsten heimatlichen Landschaft, des alemannischen Hochlandes, als einen solch hochveranlagten Dichter vorzuführen und seine Werke nach Möglichkeit zu würdigen versuchen wollen — es ist dies Hermann Lingg.

Als Stammhaus des im westlichen Algäu weitverzweigten Lingg'schen Geschlechtes gilt die »Linggereute«, ein isoliertes Gehöfte unweit Wohmbrechts. Der Grossvater unseres Dichters verliess diese Heimat und gründete in Niederstaufer eine neue, schwang sich bis zum Vorsteher der Gemeinde und zum Hauptmanne der Landmiliz des reichsstädtischen Gebietes von Lindau empor. Dessen jüngster Sohn, der in der Klosterschule zu Ottobeuern, später zu Salzburg und Wien studiert, zu Wein-

garten aber als Rechtsbeflossener praktiziert hatte, liess sich als Advokat in Lindau nieder und gründete dort auch seine Familie. Deren Wohnhaus war dem freien Platze gegenüber zwischen der katholischen Kirche und dem heutigen Bezirksamte. (Kirchgasse, Eigentum der Frau Witwe Thoma.) Hier wurde auch Hermann als ältester Sohn geboren und verlebte mit einer jüngeren, aber früh verstorbenen Schwester die ersten Jugendjahre. Die Zeit der Volksschule war ihm keine frohe. Die katholischen Volksschulen Lindaus unterschieden sich damals in nichts von einer Landschule; deshalb übergab der Vater den Knaben der protestantischen Schule. Der Lehrer derselben war tüchtig, aber ein Meister »Schlaghart«, dessen oft masslose Züchtigungen in dem zartfühlenden Knaben ein Gefühl der Erbitterung und des Abscheues gegen solche brutale Behandlung wachrief. Lingg spendet der heutigen Lehrmethode, wie der humanen Art zu erziehen ein wertvolles Lob, wenn er sagt: »Wie glücklich ist die jetzige Generation gegen damals, wie oft beneide ich die Kinder, wenn ich sehe, wie freudig sie in die Schule gehen, wo sie kaum die Lehrstunde erwarten können! und wie ging es uns? Mit Bangigkeit betraten wir die Schule und in Thränen verliessen wir sie.« Solche trübe Erfahrungen verleiteten ihm jedoch nur den Aufenthalt in der Schule; seine Wissbegier entschädigte sich dafür aufs reichlichste durch Benützung der väterlichen Bibliothek: er las unter anderm Don Quixote, sowie aus der »Deutschen Schaubühne« von Ziegler »Die Brüder der roten Erde«, welches Stück ihn besonders anregte. So wurde schon im zartesten Knabenalter dem Phantasieleben ein nicht gewöhnlicher Spielraum gestattet und einer ohnehin leicht entzündlichen, der tiefsten Eindrücke fähigen Gefühlswelt eine unbewusste, aber deutliche Richtung zum späteren Dichterberufe gegeben. Damals schien der Zuwachs an körperlichen Kräften hinter dem der geistigen zurückbleiben zu wollen. Als er einst einer Theatervorstellung hatte beiwohnen dürfen und in Folge davon die Nacht hindurch in

Fieberphantasien lag, mussten ihm die Eltern derlei aufregende Geistesnahrung auf einige Zeit entziehen. — Im Frühling des Jahres 1827 siedelten die Eltern in ein neuerworbenes Landgut über, das nahe am Seeufer bei Lindau, an der Mündung der kleinen Ach lag und noch heute »Achbrücke« genannt wird. Der Aufenthalt im Freien, im schönen Obstgarten, sowie die ungezwungene Bewegung brachten ein paar kurze Jahre ungetrübtester Freuden, ihm und seinen jüngeren Brüdern fröhliches Gedeihen. Der Bücherkasten wurde Hermann wieder offen gestellt; immer sind es in erster Linie Werke der schönen Literatur, die auf ihn die stärkste Anziehung ausüben: Schillers Tell, Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans fesseln ihn vor allem. So frühe auch und in welcher glücklicher Auswahl dazu das Kunstschöne auf den Geist des Knaben einwirkte, die eigengeartete Naturschönheit seiner Heimat hat nicht weniger tiefe Eindrücke hinterlassen, und gar manche Elemente seiner späteren Dichtungen lassen sich aus der herrlichen Umgebung Lindaus ableiten, die in ihrer meerähnlichen Wasserfläche nebst den reichen Formen-, den berühmten Farben- und Lichtreizen wohl geeignet ist, eine empfängliche Phantasie zu befruchten, Gefühls- wie Gedankenleben in den Bann ihres Zaubers zu ziehen. Aber mit dem Schwelgen in und für Naturschönheit waren gar manche Fährlichkeiten, gar viel Zeitversäumnis verbunden, was den Vater bestimmte, Hermann schon im elften Lebensjahre nach Kempten in die dortige humanistische Studienanstalt zu bringen. Aus späteren Urteilen des Dichters zu schliessen, war es ihm auch hier nicht gegönnt, einen Lehrer zu finden, dessen Lehrgeschick ihm hätte imponieren können, oder der durch andere Charaktereigenschaften befähigt gewesen wäre, das ganze Innere des durch ausgebreitete Lektüre über den Schulpedantismus schon hinausgehobenen Schülers lebhaft zu packen. Es war (1832) die Zeit, als bayerische Truppen mit König Otto nach Griechenland zogen. Das Schicksal des Griechenvolkes beschäftigte selbstverständlich alle Gemüter aufs

lebhafteste. Die ersten Berichte, die von verwandten oder bekannten Offizieren aus dem herrlichen Lande kamen, erregten in allen Kreisen der Gesellschaft grosses Aufsehen. Linggs Gedanken wurden so zum ersten Male auf das lebhafteste nach aussen gerichtet. Er bedauerte, dass seine Lehrer die Gelegenheit so ganz unbeachtet liessen, an diese Zeitereignisse eine möglichst eindringliche Aufmunterung zum Studium der hellenischen Sprache zu knüpfen. Für ihn persönlich sollte sein Philhellenismus nicht ohne Folgen bleiben: Ohne Erlaubnis hatte er einem Feste beigewohnt, das die Stadt den 1834 aus Griechenland Heimgekehrten veranstaltet hatte. Sein gestrenger Hausherr, der Rektor des Gymnasiums, diktierte als Rächer der gelockerten Hausordnung ihm einige Stunden Karzer und nahm für die Zukunft keinen Zögling mehr ins Pensionat. Letztere Strafe war für Lingg, der sich in diesem Hause nicht wohl aufgehoben sah, eher eine Schicksalsgunst: er kam im nächsten Semester zu einem anderen Professor ins Haus, wo sich alle seine Verhältnisse viel freundlicher gestalteten und im kurzen Sonnenschein der äusseren Lage auch wärmere Neigung zum Studium, lebhaftere Erfassung sich einstellten.

In einer bestimmten Zeit des Jugendalters, wo dem Geiste noch die nötige Reife und Kraft zur Auffassung des höheren, durchgeistigten Schönen in Kunst und Menschenleben fehlt, wirkt auf den Dichter das Naturschöne. Die erste Begeisterung für das Schöne entspringt bei dem Einzelnen aus dem Verkehre in und mit der Natur, und das erste Stammeln eines Poeten ist durchschnittlich ihrem Lobe gewidmet. Linggs Phantasie und Gemüt war längst durch das herrliche Landschaftsbild seiner Heimat für Würdigung und Verständnis solcher Naturhymnen vorbereitet, wie sie Matthison, Hölty und Salis schufen. Diese Dichter waren damals seine Lieblinge. Noch mehr als ihre Gedichte begeisterten ihn und seine gleichführenden Jugend- und Studienfreunde Brinz (den späteren berühmten Pandektisten aus Weiler) und Ketterle (späteren Advokaten in

Aschaffenburg) die entzückenden Naturbilder Jean Pauls. So ist begreiflich, dass sein erstes, anlässlich eines Ferienausfluges zu einer Ruine in der Nähe Lindaus entstandene Gedicht ein Erguss vorwiegend landschaftlicher Schönheitsschilderung geworden ist. Soweit, wie in Poetik und Metrik, gediehen indes seine Studien in der Mathematik nicht. Die Person des Fachlehrers gab gar zu viel Stoff für die Witzbolde der Klasse. Von Lingg existiert aus jener Zeit (1836) noch eine »Hinrichtung des berüchtigten Raubmörders Kegel«, zu deren (nicht metrischen) Verabfassung nach einer vorliegenden Aufzeichnung eines Mitschülers »ein gewisser Lingg« von Lindau sich entschloss, um mit harmlosem Spasse die Redensart des Professors zu illustrieren, welcher beim Unterrichte über eine beliebige mathematische Figur die Gewohnheit hatte zu sagen: Nun, N. N., richten Sie die Figur (e. g. den Kegel) hin! —

Im Herbst des Jahres 1837 endete die Studienzeit am Gymnasium; die wenigen frohen Wochen vor der Uebersiedlung an die Universität München blieben zwischen Erholung und Literaturstudien geteilt: Goethes Faust gewann Macht über ihn und das Verständnis für diese Weltichtung wuchs in dem Masse, als er auch Einblick in die Technik der Dichtungsarten gewann. Die meisten Szenen des Werkes waren seinem Gedächtnisse geradezu wörtlich eingeprägt. Der erste Eindruck, den München auf ihn machte, war ein gewaltiger, obgleich damals nur wenige der grossartigen, aus der Zeit Ludwigs I. stammenden Gebäude standen. Es wuchs eben dem jungen Manne, der aus eigener Anschauung nur den Liliputmassstab von Lindau oder Kempten anlegen konnte, dieses Häusermeer und Strassenlabyrinth ins Vergleichlose, Gewaltige. Zum ersten Male trat er in überfüllten Hörsälen Lehrern gegenüber, die ihn, wie Schelling, Görres, Schubert durch blendende Beredsamkeit oder den Schwung phantasievoller Naturauslegung zu staunender Ehrfurcht hinrissen. Ueber der Freude an all dem Neuen, wozu besonders die Frequenz des Fechtbodens gehörte,

blieb die Ausbeute des ersten, philosophisch-propädeutischen Semesters eine etwas unvollkommene. Auf Wunsch des Vaters hatte er sich als studiosus medicinae immatrikuliert, weil nach dessen Meinung die Juristen — die rührigsten und schärfsten Opponenten der süddeutschen Ständekammern — nicht in der Gunst der Regierung stünden. Mit grösserem Eifer oblag er im darauffolgenden Halbjahre dem Studium seiner Fachwissenschaft; aber auch so noch waren diesem Licht und Luft genommen; denn die Poesie blieb begünstigt und gewann über ihn allmählich eine Gewalt, wie er es sich selbst nicht eingestehen wollte. In seiner Erzählung »Poet und Sängerin« (Furchen) gibt der Dichter in den Zügen aus dem Leben Richards treue Erinnerungen aus jenen Tagen, insbesondere auch über den angedeuteten Kampf zwischen Pflicht und Neigung. Seine produktiv angelegte Phantasie verlangte nach Motiven, nach geeignetem Stoffe zu poetischer Behandlung. Solche brachten ihm Studium und zufällige Beschäftigung. Seine medizinischen Studien machten ihn nämlich mit dem wunderlichen Arzte und Philosophen Paracelsus bekannt; dessen Versuche, Geheimnissen der Natur auf die Spur zu kommen, dann Erinnerungen an Berthold Schwarz, die ihm gelegentlich der Zubereitung verschiedener Feuerwerkskörper zur Zeit der Weinlese aufstiegen, endlich aber der Eindruck der gedankengewaltigen Faustdichtung Goethes liessen in ihm die Idee entstehen, in einem »Berthold Schwarz« den Sieg eines hohen Geistes im Kampfe mit widerstrebenden Mächten darzuthun. Die Staffage dazu war schon gefunden in der von Lindauer Bürgern im 15. Jahrhundert zerstörten Ruckburg. Als ihm aber ins Vertrauen gezogene Freunde an der Hand einer Duller'schen Novelle »Berthold Schwarz« die Freude an der Neuheit des Stoffes störten, liess er die begonnenen Szenen liegen. Die gährenden Bewegungen der 40er Jahre veranlassten ihn, sich nach einem Träger seiner Gedanken umzusehen, und er begann ein Trauerspiel »Catilina« zu entwerfen. Jedoch auch dieses

Werk gedieh vorläufig nur bis zu einzelnen Szenenskizzen und Monologen. Aber man muss die glückliche Hand bewundern, mit der unser junger Dichter mit sozusagen instinktiver Sicherheit nach Stoffen griff, die so günstig wie möglich waren, um die treibenden Gedanken seiner Zeit an ihnen verkörpern zu können.

Es kam das Ende des zweiten Semesters. Ein günstiges Resultat der Schlussprüfung legte für ihn Fürsprache ein zur Erlangung einer Erlaubnis, die sehnlichst gewünschte Reise an die oberitalienischen Seen und durch die lombardische Ebene bis Genua, an das Meer, zu machen. Mit zwei Studenten wanderte er, das Ränzchen umgehängt, zu Fuss den im blauen Dufte daliegenden Bergen entgegen; sie fuhren im herkömmlichen Reisewagen den Brenner hinüber, wanderten dann weiter an den Gardasee, auf dem sie bis Peschiera segelten, und kamen bei Staub und Sonnenhitze nach Verona. Von hier aus begaben sich die drei über Brescia weiter nach Como, Mailand und Genua. Die unvergleichlichen Reize der Natur dieses Landes, der tiefblaue Himmel, die südliche Vegetation in ihrer Ueppigkeit und Seltenheit für das Auge des nordischen Wanderers, der überwältigende erste Anblick des sich unendlich hinbreitenden Meeres, mussten begreiflicherweise eine tiefe, nachhaltige Wirkung auf Linggs dichterische Begabung ausüben. Unter seinen, nun in Auswahl auch gedruckten Jugendgedichten findet sich ein kurzes, aber schon merkwürdig wohlklingendes, formgewandtes feinmotiviertes Stimmungsbild aus jenen glücklichen Tagen:

Im Hafen von Genua.

Die Glocken hallen hinaus zur See,
Als könnten sie Sturm und Herzensweh
In ewigen Frieden betten.
Im Boot dort ruht der Galeerensklav'
In der Mittagssonn' in tiefem Schlaf
Und träumt auf seinen Ketten.

Er träumt von Freiheit, Glück und Ruh';
Die Sonntagsglocken erklingen
Und schmeichelnde Wellen flüstern dazu,
Als könnten sie alles ihm bringen.
Da plötzlich trübt sich der holde Tag,
Die Glocke schlug den letzten Schlag,
Es donnert Geschütz vom Turme;
Verrauscht ist die Welle, vergessen der Traum,
Schon ballen sich Wolken am Meeressaum —
Bald rasseln die Ketten im Sturme. —

Da den drei Wanderern das stolze Genua es angethan zu haben schien, so dass sie dort ihre Börse bis zur Neige geleert hatten, mussten sie im beschleunigten Tempo der Heimat zueilen.

Den nächsten Herbst machte Lingg eine Fussreise den Neckar hinab und den Rhein stromaufwärts zurück über Mannheim, Strassburg, Freiburg und Schaffhausen in die Heimat. Seine Hoffnung, auf dieser Tour in Stuttgart eine der literarischen Grössen kennen zu lernen und ihr Einblick in die mitgenommenen eigenen Gedichte gewähren zu dürfen, schlug fehl, er brachte seine dichterischen Versuche »unversehrt über den Rheinfall« nach Hause zurück. Auch bei der Redaktion der damals von Lewald geleiteten »Europa« fanden sie keine Aufnahme. Für seinen »Berthold Schwarz« jedoch erhielt er in Freiburg, woselbst B. Schwarz als Franziskanermönch gelebt und seine Erfindung gemacht haben soll, neuerdings Anregung; das Münster, ein herrliches gothisches Bauwerk aus Erwin von Steinbachs Zeit, liess in ihm einen dauernden Eindruck zurück, der sich in dem später wirklich vollendeten Drama mit erkenntlicher Liebe ausspricht. Das Jahr 1841 entriss ihm den trefflichen Vater, einen Mann, der, wie er aus dem Volke hervorgegangen war, als Freund desselben seinen Beruf ausübte und deshalb zum Troste der Hinterlassenen die Verehrung, ja Liebe des Volkes bis zum Grabe besass. Die Mutter zog mit Hermann und dem jüngsten Bruder nach München, nachdem

sie ihr Gut teils veräussert, teils in Pacht gegeben hatte. Das Vermögen ihres Mannes war bei der uneigennütigen Ausübung der Advokatur klein geblieben, die drei Söhne standen gerade im Alter der kostspieligsten Ausbildung: das war für die Mutter keine kleine Sorge. Für Hermann ergab sich hieraus zunächst die gebieterische Notwendigkeit, das Brotstudium mit allem möglichen Fleisse zu betreiben. Die einzige Erholung, die er sich noch gestatten durfte, bestand im Lesen einiger guter Zeitschriften. Philosophie musste ihn nun trösten und festigen gegen die empfindlichen Schläge des Schicksals. Sie waren bitter, aber sie lenkten den Blick von eitler Selbstbespiegelung hinweg auf die Rätsel der Menschenschicksale, denen er nun kühner ins Auge zu schauen, die er in höherem Zusammenhange aufzufassen lernte. Aus den »Hallischen Jahrbüchern« namentlich, die in geistreichen Abhandlungen die schwerfällige Form des Hegel'schen Systems der Philosophie etwas mehr geniessbar machten, eignete er sich manches an, was er selbst für seine medizinische Ausbildung als nützlich erkannte, ja er fand darin gewissermassen eine Erhebung gegenüber dem oft gar zu abstossenden Materialismus seines Berufes.

Aus wirklich innerer Neigung aber sah er sich fleissig um in der Geschichte der Medizin, der Seelenheilkunde, ja er wäre unter gegebenen Bedingungen entschlossen gewesen, seine zukünftige Existenz an diese beiden Fächer zu knüpfen. Aus diesen historischen Studien, welche ihn auf die weitumgreifenden Seuchen und psychischen Krankheitserscheinungen des Mittelalters aufmerksam gemacht hatten, fielen ihm einige sehr gelungene Gedichte wie »Der schwarze Tod«, »Die Tanzwut« als Nebenfrüchte ab. —

Die theoretischen Fachstudien sollten nun abgeschlossen werden; Lingg bereitete sich zur Prüfung vor und promovierte auch auf Grund einer Dissertation, welche den Zusammenhang der Geschichte der Krankheiten und der Kunst ihrer Heilung zum Gegenstande hatte, zum Doktor. Nun folgte aber auch

noch ein gesetzliches biennium practicum, eine zweijährige Praxis. Der Ruf des Pathologen Baumgärtner in Freiburg i/B. und eines Stromeier an der dortigen Klinik — vielleicht auch die Sorge um seinen »Berthold Schwarz« — zogen ihn zunächst nach Freiburg; das Wintersemester sollte Berlin gehören. Dann aber zog er auf dem Wege über Prag nach München zurück, um sich als Praktikant der inzwischen errichteten und von Schneemann geleiteten Poliklinik weiter praktisch auszubilden. Die Tüchtigkeit und persönliche Liebenswürdigkeit des genannten Professors fesselten ihn. In um so grösserem Masse fand er Freude und Befriedigung am Berufe, als ihm aus der nebenzu übernommenen Armenpraxis Erfahrung und Gewandtheit erwuchsen. Letztere Thätigkeit entsprach so einem Zuge seines Herzens und ist ein Zeichen auch der Seelenverwandtschaft zwischen Vater und Sohn, der gleich jenem immer als Anwalt der Armen, Vergessenen auftritt. Die folgenden Verse mögen die edle Auffassung seines Berufes als Armenarzt illustrieren:

Fürbitte.

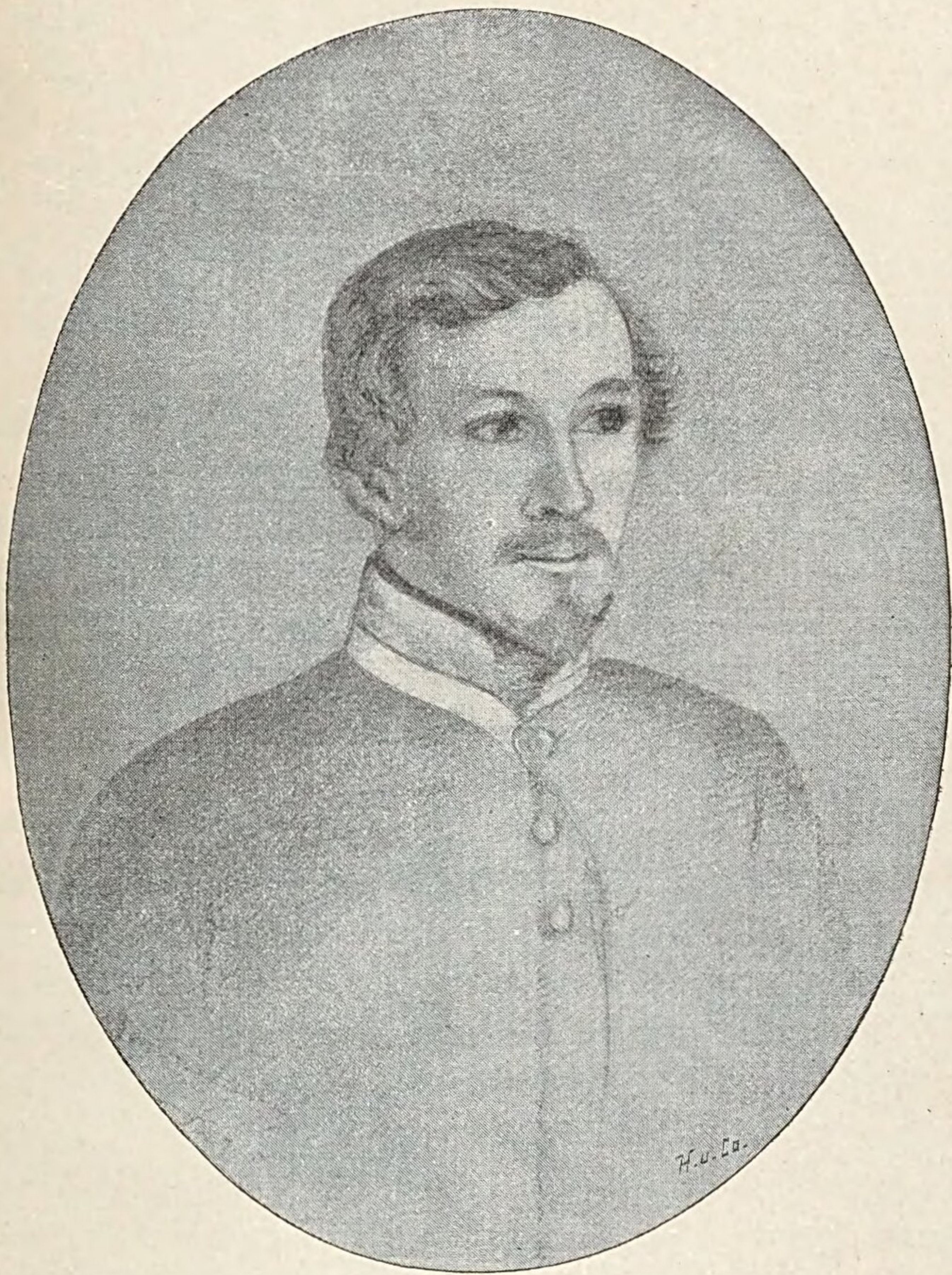
Gedenke, dass Du Schuldner bist
Der Armen, die nichts haben
Und deren Recht gleich Deinem ist
An allen Erdengaben.
Wenn jemals noch zu Dir des Lebens
Gesegnet goldne Ströme gehn,
Lass nicht auf Deinen Tisch vergebens
Den Hungrigen durchs Fenster sehn;
Verscheuche nicht die wilde Taube,
Lass hinter Dir noch Aehren stehn,
Und nimm dem Weinstock nicht die letzte Traube. —

Neben Lingg praktizierte an der gleichen Klinik ein begeisterter Verehrer Platens, des grossen Formenmeisters. Hatte Lingg bisher zu wenig Gewicht auf peinlichste Gewissenhaftigkeit auch in Anwendung rhythmischer Formen gelegt, so hat ihn dieser Kollege an der Hand einiger Platen'schen Gedichte von

der Macht solcher »plastischer Herausbildung der rhythmischen Formen« überzeugt. In den Stunden der Erholung, wenn beide an einem Tische des Utschneidergärtchens beisammen sassen und der Deklamierende dem sinnenden Dichter Platens grosses Muster nahe brachte, fasste er den Entschluss, solche Vorzüge künftighin nicht mehr aus dem Auge zu lassen, ja sie durch ein dem Inhalte entsprechendes Colorit noch lebendiger zu machen. Es wurden die alten Sachen wieder durchgemustert und an ihnen die Feile angelegt. Wie sehr sich aber der Dichter schon ins technische Rüstzeug hineingelebt hatte, das lassen Dichtungen erkennen wie: »Siegesgesang vor Salamis«, Weltumsegler«, Normannenzug« u. m. a., die in jenen Tagen entstanden. Dem Morgenblatte von Hauff in Stuttgart gebührt die Ehre, einige dieser ersten Lingg'schen Produkte einem grösseren Leserkreise unterbreitet zu haben, zur nicht geringen Freude des Autors, der sich zum ersten Male gedruckt sah. —

So gingen auch die beiden praktischen Jahre vorüber; die Staatsprüfung, deren erfolgreiches Bestehen die Berechtigung zur Ausübung der selbständigen Praxis brachte, war überstanden und Lingg ruhte ein paar Monate, d. h. er konnte sich so lange con amore seiner geliebten Kunst widmen. Um diese Zeit lernte er J. P. Fallmerayer kennen, der sich als Reisender und Geschichtsschreiber einen Namen gemacht hatte. Nach dem Befreiungskriege, den derselbe als Lieutenant mitgemacht hatte, war er in Lindau in Garnison und hatte dort zum Bekanntenkreise der Lingg'schen Familie gehört, später aber, nach einer in den Orient unternommenen Reise, sich in München niedergelassen. Die Vorworte nun zu dessen »Geschichte Moreas und des Kaisertums Trapezunt« hatten auf Lingg tiefen Eindruck gemacht und ihn auf die Spur zu Gibbons historischem Meisterwerk, der 6bändigen »Geschichte von Roms Niedergang und Fall« geführt. Solche Studien in Verbindung mit den Vorbereitungen zu einem in Freiburg entworfenen Drama »Attila«, dann eine poetische Erzählung: »Die griechische Insel«,

liessen in Lingg den Gedanken an ein Epos: »Völkerwanderung« sich festsetzen und Farbe und Leben gewinnen. Er schreibt darüber in einer dem Verfasser vom Dichter gütigst überlassenen »Autobiographischen Skizze«: »Der Aufeinanderprall zweier Welten, der des römischen Heidentums und der siegenden Christenheit der Barbaren des Nordens in ihrer Heldengrösse, gegenüber der hinwelkenden Schönheit des antiken Lebens — schien mir ein grosses Thema. Welch eine Fülle von Gestalten bot sich da, welcher Reichtum landschaftlicher Schilderungen vom Nordlichte über den Steppen und Klippen mitternächtlicher Meere bis zu den glückseligen Inseln des Südens, die Wüste, die alten Riesenstädte, die Trümmer der Tempel etc.« Solch ein grosskonzipiertes Werk braucht monatelange Vorstudien schon allein nach der Seite des stofflichen Inhaltes; dann kann erst das Komponieren beginnen, ein Bilden, Verwerfen und Neuaufbauen von Skizzen — Arbeiten, die noch in die Zeit des Münchener Aufenthaltes gefallen sein werden. — Juli 1846 fand Lingg Anstellung als Militärarzt und kam nach Augsburg in Garnison. Im Militärspitale, das früher Kloster gewesen war, erhielt er Wohnung. Da mag er denn, wenn er Abends Zeit gewann, im noch erhaltenen Kreuzgange des dazu gehörigen Gartens wandelnd, seinem Gedichte nachgesonnen haben; denn zur Ausführung liess ihn der tagsüber angestrengte Dienst nicht kommen, weil täglich Patienten von dem um Augsburg zusammengezogenen Lager ins Lazareth gebracht wurden. Erst der ruhigere Winter gewährte so viel Musse, das Epos in Angriff nehmen zu können. Ermunternde Teilnahme erfuhr der Dichter bei dem damaligen Augsburger Archivar Herberger, der ihm das für eine wichtige Quelle zur Geschichte der Gothen geltende und darum auch für sein eigenes Werk bedeutsame Jornondes'sche Werk verschaffte und dem Dichter bei Vorlesung der allmählich entstehenden Strophen gerne zuhörte. — Im Frühling des Jahres 1847 erhielt sein Gemüt durch den in München erfolgten Tod der schon länger



Als Militärarzt.

kränkelnden, innig verehrten Mutter einen schwer empfundenen Schlag, dessen Schmerz noch lange in ihm nachzitterte und in tiefgefühlten Liedern der Trauer um die Verlorne ausströmte. Man höre nur ein paar Strophen aus jener Zeit:

Du kaltes Herz, das mich
So warm geliebt, so mütterlich,
Vor Weh oft fast für mich gebrochen,
O muss ichs glauben, bist Du fort?
Kein Blick, kein Gruss! Dein letztes Wort
War für die Ewigkeit gesprochen.
Sonst sahst Du jeden Schmerz und Wahn
Von ferne meiner Seele nahn
Mit Deinen Augen, Deinen frommen;
Wie machte stets mein Glück Dich reich!
Wie wurde stets bei Dir ich weich!
Und all das soll nicht wieder kommen?
Um Dich, es sei mein letzter Schmerz.
Fortan wird für mein lautlos Herz
Die Erde nichts mehr sein als Erde. . . .

Den Sommer dieses Jahres hindurch war Lingg zu einem Chevauxlegers-Regiment kommandiert. Dann aber benutzte er einen bewilligten mehrwöchentlichen Urlaub zu einer zweiten italienischen Reise, welche von Haus aus dazu bestimmt war, jene Stätten Italiens in Augenschein zu nehmen, an welche die wichtigsten Ereignisse der Völkerwanderungszeit, also die seiner ihm am Herzen liegenden Dichtung, geknüpft sind. Das Epos ist ja darin tiefinnerlich mit dem Sittenbilde verwandt, dass es den Menschen und sein Handeln nicht abstrakt, sondern mitten hineingestellt in alle erdenklichen Kulturformen, im Vordergrund einer ganz bestimmten Natur auffasst und darstellt. Lingg wollte die Gegenden auf sich einwirken lassen, von deren Hintergrunde seine Helden erst recht in lebendigen Farben und Formen abstechen sollten. — Von Genua aus, dem er direkt zugeeilt war, fuhr Lingg in Begleitung zweier Deutschen über das Meer nach Livorno; er erlebte auf der Fahrt von

hier nach Civita vecchia einen wütenden Sturm, den er in »Völkerwanderung«, Bch. II, Gesang V, 121, wo Geiserich auf seiner, mit den geraubten Schätzen Roms beladenen Flotte, von einem solchen überfallen wird, aus der Erinnerung wiedergibt:

Laut sausend kommt der Sturm, da bäumt mit Grollen
Die Woge sich, eisgrün emporgeschnellt;
Die schaumgekrönten Flutgebirge rollen,
Von blauen Flammen schrecklich nun erhellt,
Nun wieder zugedeckt von schauervollen
Verfinst'rungen, die der Orkan durchgellt.

Die weitere Reise führte ihn nach Neapel, Bajae, Capri, Sorrent, Pompeji und auf den Vesuv, dann auch über den Monte Cassino nach Rom, wohin er gerade zur rechten Zeit kam, um einer grossartigen patriotischen Kundgebung vor dem das Volk segnenden Papste Pius IX. beiwohnen zu können. Fleissig besichtigte er die Gegend; besuchte er die Sammlungen; es wurden ihm aber auch Tage der reichsten, freundlichsten Eindrücke, die sich in hundert Stellen seiner späteren Gedichte spiegeln. Auf der Rückreise, welche durch Fieberanfälle um ein paar Wochen verzögert worden war, fand er zufällig bei einem Antiquar ein zierliches Exemplar des »Claudianus«, eines persönlichen Freundes des Vandalenhelden Stiliko, der aber auch mit glänzendem, kräftigen Dichtertalente Personen und Ereignisse der Völkerwanderungszeit zu schildern verstanden hatte und gerade deshalb für Lingg an Bedeutung gewinnen musste. — Je frostiger ihm bei seiner Rückkehr das Alltägliche des Berufes, die ganze Umgebung vorkam, mit desto grösserer Wärme warf er sich auf seine, durch so vielerlei Umstände begünstigte grosse Aufgabe: »Die Völkerwanderung«, und sie machte rasche Fortschritte. Da trat ein Ereignis ein, welches wie ein Blitz in dunkler Nacht die allgemeine Lage Europas beleuchtete: die Februarrevolution 1848, und der Funke zündete an vielen Orten. In Regierungskreisen war man im grössten Eifer, den neuen Geist in Schranken zu halten, wenn nicht zu

unterdrücken. Das Militär ward überall in Bewegung gesetzt, um Revolutionszentren zusammengezogen. Lingg wurde befördert und zu den Jägern nach Straubing versetzt. Mit dieser Truppe kam er auch bald darauf nach Würzburg und Aschaffenburg, von wo aus er dem deutschen Parlamente in der Paulskirche einen Besuch abstattete und das Glück hatte, einige der trefflichsten Redner zu hören: Vincke, Rob. Blum, Lichnowsky. Der Rausch der Revolutionsbegeisterung war aber schnell wieder einer gepressten Stimmung gewichen, die Truppen kehrten in ihre Garnisonen zurück. Lingg war schon vor seinem Bataillon heimgekehrt, da er nach Straubing zum Depot zurückkommandiert worden war. Mit Lust arbeitete er wieder an seiner Dichtung. Geiserichs Einzug in Rom (Ges. V) entstand in dieser Zeit. Nach wenigen Wochen musste er die Arbeit wieder unterbrechen; er kam mit dem Bataillon erst an die Iller, später bis Sigmaringen und Krauchenwies, der Sommerresidenz des Fürsten. Erst mit Beginn des Winters gelangte er wieder in seine Garnison zurück. Als im 49er Jahr der dänische Krieg ausbrach, wäre er gern den bayrischen Truppen nach Schleswig-Holstein gefolgt. Sein Gesuch blieb unberücksichtigt, er wurde vielmehr nach Passau beordert. — So war sein bisheriges äusseres Leben seit seiner Anstellung bei dem Heere immer den Wünschen seines Herzens entgegen. Durch seine Stellung als Militärarzt gebunden an das Alltägliche des äusseren Berufes, von einem Lager ins andere, von einem Garnisonsorte zum zweiten und dritten geschickt, anderseits aber eine ganze Welt voll Gestalten und Ideen in sich tragend, die nach Verkörperung drängten, konnte er nie zur notwendigen inneren Sammlung gelangen, um sein Inneres auch durch Dichten zu erleichtern, zu befreien. Was er thun müsse, weil die ganze Natur dazu drängte, das zu fühlen mit der ganzen brennenden Glut eines Dichters, der seinem hohen Berufe sich gewachsen fühlt, und es doch nicht zu können, steigerte das Gefühl des Unbefriedigtseins wohl oft bis zur Trostlosigkeit. Die wieder-

holten mehrwöchentlichen Strapazen des Feldlagers zehrten an seinem körperlichen Wohlbefinden; mehr Schuld an dem schon in Passau sich ankündigenden, dann aber in quälender Weise bei einem Lager zu Donauwörth — wo Lingg vier Wochen, oft bei grosser Hitze im Zelte arbeitete — ausbrechenden Nervenleiden ist wohl dem damaligen Seelenzustande beizumessen. Er litt monatelang an Schlaflosigkeit und wusste die quälenden Halbträume und deren beunruhigende Erscheinungen von sich nur abzuhalten, indem er diese sich objektiv gegenüberstellte und schriftlich fixierte. Mit der alsbald genehmigten Pension (1851) sah er sich erst recht ins Leere gestellt. Wie schmerzlich damals sein Gemüt im Kampfe mit solchen Lebensumständen um seine Idealwelt rang, ja, wie er sogar, niedergeschlagen über die vergeblichen Versuche, einen Verleger seiner Gedichte aufzufinden, an seiner Begabung verzweifelte, das deuten unter anderen folgende Strophen an:

Aber dich, o dich zernagt
Eine Wunde, die nicht blutet,
Dich ein Schmerz unausgeklagt,
Dessen Quell wie Lethe flutet,
Dessen Heilung nie gelingt,
Den kein Lied in Schlummer singt.

Nie zu rasten, nie zu ruhn
Und doch nie ins volle Leben
Einen festen Schritt zu thun;
Zu erglühn im Versuch,
Weh dir, Herz, das ist dein Fluch! —

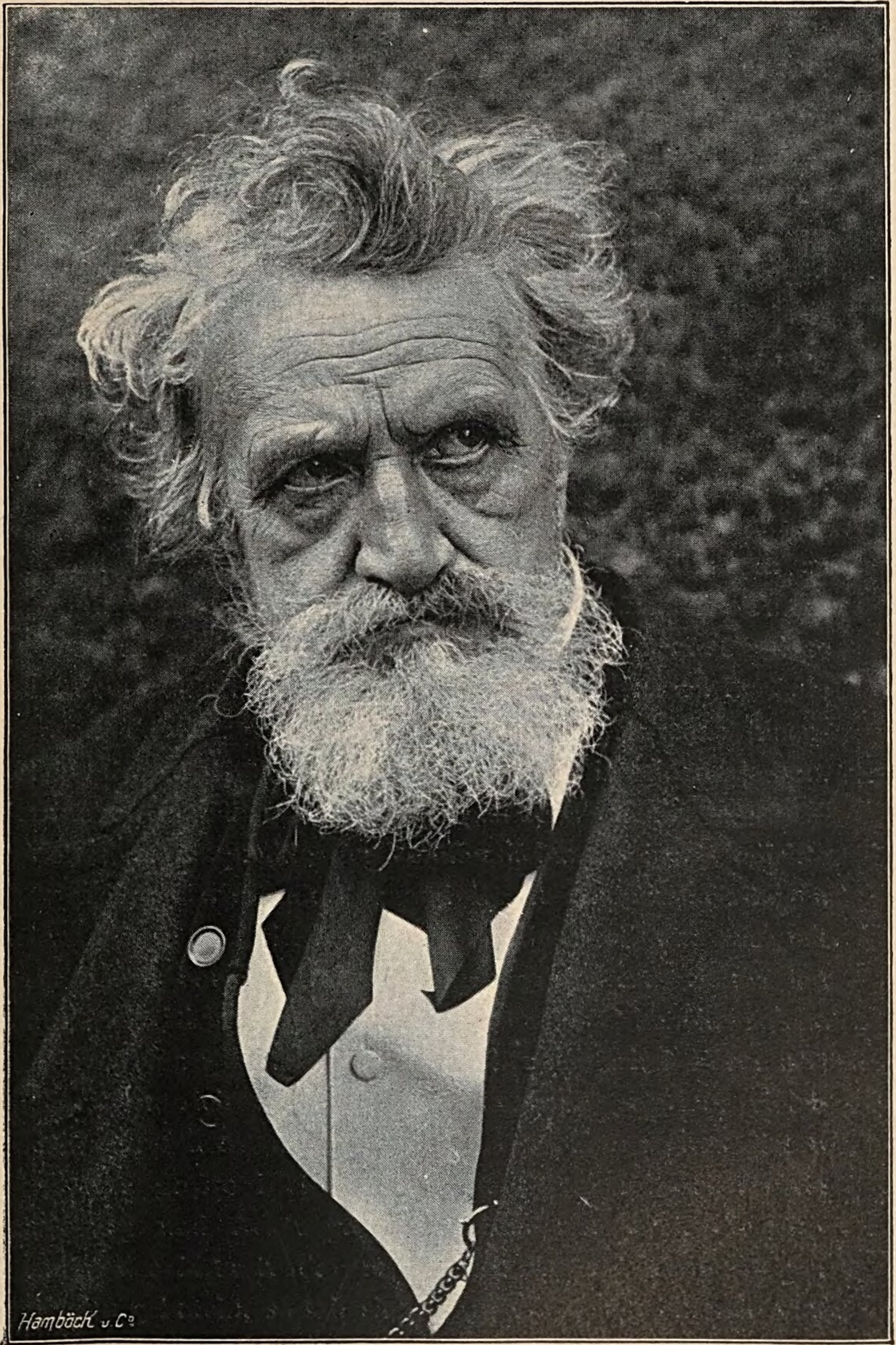
Aber endlich sollte sich sein Geschick doch zum Bessern wenden. Infolge eines längeren Aufenthaltes bei seinen Verwandten in Hergensweiler, inmitten einer friedlichen Natur und im Besitze voller Freiheit, auch den unbeschränktesten Gebrauch des leidstillenden Umganges mit ihr machen zu können, erlangte Lingg allmählich jene Seelenruhe und -Zufriedenheit wieder, aus der heraus allein die glanzvolle Reihe jener natur-

begeisterten Liederperlen geboren werden konnte, welche uns heute entzücken. Neugestärkt an Geist und Körper siedelte er in sein zu München an der Nymphenburgerstrasse erworbenes Heim über, in das er zugleich die Erwählte seines Herzens als Hausfrau einführte. Hier lebt er nun schon seit bald vierzig Jahren ganz seiner hohen Kunst. Die Zeit nach 1848 war der gerechten Würdigung, vorab eines lyrischen Dichters nicht günstig; das ganze Sorgen und Denken des öffentlichen Lebens war der Politik gewidmet. Fast schien es auch, als ob Lingg doch noch der Ungunst der Zeitverhältnisse unterliegen sollte. Da trat Emanuel Geibel, dessen Ruhm als Deutschlands grosser Lyriker damals schon gefestigt war, für seinen unbekannten Kunstgenossen ein, vermochte einen der ersten Verleger Deutschlands, Cotta, zur Herausgabe der Lingg'schen Dichtungen zu bestimmen, stellte ihn als vollberechtigtes, eigentümliches Talent der deutschen Nation vor und hat sich durch diese selbstlose That zu dem wohlverdienten Lorbeerkranz eines grossen Lyrikers auch noch das Zeugnis eines hochgesinnten Menschen hinzu-erworben, dessen schöne Seele sich nicht bloss in seinen Liedern, sondern auch in edlen Handlungen glänzend offenbarte.

Von dem Zeitpunkte der Veröffentlichung seiner Gedichte ab (1854) kann man mit Fug und Recht von einem völligen Umschwunge in der Stellung Linggs reden: er war wie mit einem Schlage ein berühmter Dichter geworden. Selten hat aber auch ein Dichter schon bei seiner ersten Gabe eine solche Reife der Weltanschauung bei gleich künstlerischer Form und origineller Art, sich zu geben, der Lesewelt geboten, gleich ihm. Die angesehensten Blätter und Zeitschriften zollten diesen echten, eine grosse Dichterkraft ankündigenden Poesien volle Bewunderung und Achtung. Hatte ihm nun auch die Anerkennung der Mitwelt die rechte Ermunterung zum rüstigen Fortschaffen gebracht, so sah sich Lingg doch erst dadurch »auf der Poesie eigenen Grund und Boden« gestellt, dass ihm der edle, kunstliebende König Max einen lebenslänglichen Jahr-

gehalt aussetzte und ihn solcherweise jeder drückenden Sorge enthob. — Fast ununterbrochen weilt seitdem Lingg in München, das ihm eine zweite Heimat geworden ist und ihn anlässlich der Jubelfeier seines 70. Geburtstages zum Ehrenbürger gemacht hat, ihn, »den bescheidensten, aber auch der grössten Einen« seiner Bürger. Jeder Sommer aber findet ihn wieder auf kurze Zeit in seiner Heimat, auf der Villa seines erst vor kurzem gestorbenen Bruders Heinrich, auf »Seewarte«, deren prachtvolles Mittelzimmer im ersten Stock (eigentlich Parterre) durch Kunstmaler Naue mit den hervorragendsten Gestalten seiner »Völkerwanderung« geschmückt ist. (In einem kleineren Gruppenbilde ist der Dichter selbst in römischer Toga erkennbar.) Hier war es auch dem Verfasser dieser kleinen Skizze vergönnt, unvergessliche Stunden an der Seite des überaus lebenswürdigen Dichters zuzubringen, der die kleine Tischgesellschaft bald durch ernste oder heitere Episoden aus seinem Leben erfreute, bald durch Behandlung ästhetischer oder literarhistorischer Fragen unter Bezugnahme auf seine eigenen Arbeiten überraschte und entzückte. H. Lingg ist von stattlicher, kräftiger Gestalt; sein frischer, voller Blick, seine lebhaften Bewegungen könnten das Taufbuch Lügen strafen; nur das weisse Haupt- und Barthaar — ersteres auf dem Scheitel wirr aufgetürmt — sprechen von vorgerücktem Alter.

Nur einmal noch in dieser langen Zeit liess er sich auf kurze Zeit herbei, an Stelle seines jüngeren Bruders, Dr. Julius Lingg, welcher an einem der schönstgelegenen Orte des Algäus (Oberstdorf) als Arzt wirkte, die Praxis auszuüben. Später nahm er auch teil an einem Lazarettzuge, der in die Nähe von Sedan kam (1870). — Jener Gebirgsaufenthalt und eine Reise nach Graubünden haben ihm auch die Eindrücke gebracht, welche er später in epischen Erzählungen, wie *Madrisa*, *Junker von Bergrün* (»Dunkle Gewalten«) etc. verwebte. Sonst führte er ein stilles, arbeitsames, aber auch fruchtbares und an Erfolgen reiches Dichterleben in München. Eine spätere Zeit wird viel-



Im 76. Lebensjahre.

leicht aus Aufzeichnungen Linggs, aus Mitteilungen von Zeitgenossen, aus Briefen und Skizzen erfahren können, welchen Anteil Zeit und Leben der letzten drei Dezennien an seinen Dichtungen haben. Denn solchen zu kennen, wird den Verehrern des Dichters erwünscht sein, weil Lingg, wie vielleicht nur wenige Zeitgenossen, den vollen Pulsschlag der modernen Zeit, ihre innersten Bestrebungen und treibenden Gedanken in seine Werke aufgenommen hat. Erscheint doch jedem der in der Dichtung selbst oft kaum noch sozusagen an feinen Faserwurzeln erkennbare Zusammenhang als doppelter Reiz, wenn auch die Dichtungen an sich, als wirkliche Kunstwerke, sich selbst erklären. Von diesen Werken erschienen, nachdem Lingg einen längeren Zeitraum zwischen 1854—64 über den Vorbereitungen und Ausführungen seiner ersten dramatischen Arbeiten und der dreibändigen (ca. 20000 Verse enthaltenden) »Völkerwanderung« zugebracht hatte, in schneller Folge bis zum letztgenannten Werke, den wirklich volle Geistesfrische und den Formzauber der Jugendzeit bezeugenden lyrischen »Jahresringen«:

- | | |
|--|--|
| 1864 Catilina, Trauersp., 5 Akt. | 1881 Byzantinische Novellen. |
| 1865 Walkyren, Drama, 3 Akt. | 1883 Clytia. Wald u. See. (Nov.) |
| 1866—68 Völkerwanderung,
3 Bde. | 1884 Högni's letzte Heerfahrt,
dram. Szene. |
| 1870 Zeitgedichte. | 1885 Lyrisches. |
| 1871 Violante, Trauersp., 5 Akt. | 1887 Frauen v. Salona, Tragöd.,
1 Akt. |
| 1872 Dunkle Gewalten, ep. Ged. | 1887 Bregenzer Klaus, Schau-
spiel, 5 Akt. |
| 1873 Besiegung der Cholera.
Candiano, Trauersp., 5 Akt. | 1889 Furchen, Novellen. |
| 1874 Berthold Schwarz, Trauer-
spiel, 5 Akt. | 1890 Jahresringe, (Lyrisches). |
| 1877 Macalda, Tragödie, 5 Akt. | 1892 Herr des Feuers, Drama,
3 Akte. |
| 1878 Schlusssteine, Lyrisches. | |

also Werke jeder Art der Dichtkunst, welche durch ihren bedeutenden Ideengehalt und ihre meist unvergleichliche Form Hermann Lingg zu einem der besten deutschen Dichter der

Neuzeit stempeln, der schon um dessentwillen unsere Würdigung und Anerkennung verdient, dem Algäu aber noch besonders nahe steht, denn er ist ein Sohn des alemannischen Hochlandes, dem er Ehre macht und durch manche sinnige Gabe seines Geistes gehuldt hat.

II.

Was selten einem Dichter zugleich gelingt: in Liedern seine Empfindungen ausströmen zu lassen, in bedeutenden Begebenheiten eine waltende Idee zu veranschaulichen, oder auch den zur raschen That drängenden Willen in einem Schauspiel den Zuhörern vorzuführen — Lingg waren alle diese Gaben der Phantasie zu teil in bewundernswert hohem Masse. Aus allen drei Gruppen, der Lyrik, Epik und Dramatik, wollen wir deshalb das eine oder andere Kleinod herausgreifen oder doch inhaltlich näher bringen, um an ihnen den Dichter kurz zu charakterisieren.

Die Liederdichtung entspricht dem Bedürfnisse des Gemütes, sich selbst d. h. das eigene Gemüt in künstlerischer Verklärung zu vergegenwärtigen. Man hofft deshalb in den Liedern eines Lyrikers vor allem auch ein Bild der Person, das Herz des Sängers kennen zu lernen. In dieser Hinsicht ist aber über die Poesien Linggs ein ziemlich dichter Schleier gebreitet, so dass auf ihn sein eigenes Bild angewandt werden kann:

Rosiger Pfirsichbaum
Ueber und über voll Blüten —
Dich selber sieht man kaum!

Er singt das Lied »Aus düsterer Zeit«, in der sich wälzte

»Ein Strom von heissen Glutgesängen
In meiner Brust unglücklich fort;

Unglücklich, denn es blieb kein Streben,

Selbst meine Seele nicht mehr mein«

er singt von der Flucht der Zeit, er gibt warme Herzensteine namentlich über den Tod der Mutter, aber er lässt in diesen, rein persönlichen Erlebnissen alles Zufällige mehr verhüllt im Hintergrunde, er drängt nie seine eigene Person in den Vordergrund. Er verschweigt in edlem Stolze mehr, als er ausspricht, und deutet in späteren Bekenntnissen oft nur mehr in leisen, aber echt poetisch geläuterten Zügen an, in welch gewaltigen Kämpfen sein Inneres einst gerungen habe, wie im »Herbst«:

»Vorüber ist mancherlei, das uns gequält,
Und war es auch bitter, es hat uns gestählt,
Die stürmischen Tage des Lebens vergehn,
Wie jagende Wolken am Himmel hin wehn.«

Ist er aber auch hier zurückhaltend, so spendet er dafür mit um so volleren Händen aus seinem geradezu unvergleichlichen Reichtume an Stimmungsbildern: Was der Wald am Abend flüstert, was die Quelle murmelt, was die Wolken im Fluge durch Zeichen sprechen unser Dichter weiss es zu enträtseln; scheinbar zaubert er unserer Phantasie Gemälde und Bildchen reizendster Naturschilderung vor, aber unvermerkt ist ein Spiegelbild unserer eigenen Seelenstimmung daraus geworden, so zart und duftig und unerklärbar, wie das unfassbare Weben unserer Gedanken und Gefühle selbst. Man kann Lieder wie »Herbstabend« oder das folgende: »Mittagszauber«, in denen sich Naturbild und Stimmung mit dem Zauber höchsten künstlerischen Ausdruckes innig vermählen, nicht vergessen:

»Vor Wonne zitternd hat die Mittagsschwüle
Auf Thal und Höh' in Stille sich gebreitet,
Man hört nur, wie der Specht im Tannicht scheitert,
Und wie durchs Tobel rauscht die Sägemühle.

Und schneller fließt der Bach, als such' er Kühle,
Die Blume schaut ihm durstig nach und spreitet
Die Blätter sehnend aus und trunken gleitet
Der Schmetterling vom seidnen Blütenpfühle.

Am Ufer sucht der Fährmann sich im Nachen
Aus Weidenlaub ein Sonnendach zu zimmern
Und sieht ins Wasser, was die Wolken machen.

Jetzt ist die Zeit, wo oft im Schilf ein Wimmern
Den Fischer weckt; der Jäger hört ein Lachen,
Und golden sieht der Hirt die Felsen schimmern.« —

poetischer Schilderung. Der Dichter kennt genau die Grenzen Ueberhaupt sind Linggs Naturbilder fast durchweg Muster seiner Kunst und die ihm zu Gebote stehenden Mittel.

Es ist nämlich der menschlichen Phantasie gar nicht möglich, aus allmählich zusammenfließenden Strichen sich ein deutliches, lebendiges Bild eines Naturgegenstandes zu machen; der Sprache anderseits ist es auch nicht möglich, dies Geschäft wie in einem Schlage zu verrichten, und darum muss sie solche »produktive« Züge geben, unter deren Eindruck sofort ein ganzes, anschauliches Bild entsteht. In der verständnisvollen Anwendung dieses wichtigen Gesetzes liegt das Geheimnis der Wirkung aller naturmalenden Poesie. Der Dichter führt uns — und Linggs Beispiel mag das sofort illustrieren — die Natur in der Fülle ihres Lebens vor, er schildert die Elemente in ihrer Bewegung, wie das Meer tobt, der Sturm die Wipfel beugt und schüttelt; er bringt sie in nahe Beziehung zu unseren Wünschen und Hoffnungen, zu unserer Stimmung; so ist immer ein fertiges, lebendiges Bild unserer Phantasie gegenwärtig. Als Beispiele solcher Naturauffassung mögen hier die Anfänge einiger Gedichte bruchstückweise stehen:

Wenn über Wege tiefbeschneit
Der Schlitten lustig rennt,
Im Spätjahr in der Dämmerzeit
Die Wochen im Advent. etc.

oder ein anderes Herbstgedicht:

Nun weicht er nicht mehr von der Erde
Der graue Nebel unbewegt,
Er deckt das Feld und deckt die Herde,
Den Wald und was im Wald sich regt.

ferner:

Ueber dem südlichen Höhenzuge
Leuchtet schon der erste Schnee,
Schwäne rauschen mit mächtigem Fluge
Ueber den neblig dämmernden See.

Ein Frühlingsbild:

Es kommt so still der Frühlingstag
So heilig hergezogen,
Kaum dass ein Hauch bewegen mag
Des Flieders blaue Wogen.

Ein Sommerabend:

Wolken hüllen Stern an Stern,
Alles ruhet schlummertrunken,
Nur ein Blitzstrahl leuchtet fern
Sterbend ins Gebirg versunken.

ein anderes:

Wie müde heut die Sonne schied!
Wie eigen
Singt in der Wipfel Zweigen
Die Amsel noch ein zärtlich Lied
Der Dämm' rung und dem Schweigen.

Wintersanfang:

Vom Winter ist der Vortrab schon
Im Sturmschritt angekommen,
Der Schnee, sein Marschal, hat den Thron
Des Falken eingenommen.
Der Nebel ist ins Feld gerückt
Und lagert ohne Regung,
Vom raschen Frost ward unterdrückt
Im Weiher die Bewegung. etc. etc.

Dem wirklichen Dichter erscheint nichts in der Natur klein, oft weiss er gerade an das Kleinste das Höchste zu knüpfen. Woran wir gewöhnlichen Sterblichen achtlos vorübergehen, er erfasst es mit demselben liebevollen Blicke, wie das Grosse; ihm ist eben auch die ganze Natur ein Organismus, und es kommt nur auf die dichterische Kraft an, ob sie auch dem

Stoffe den Adel, die Würde und Grösse der eigenen Seele einzuhauchen vermag oder nicht. —

Linggs eigentümliche Grösse liegt in seiner ungewöhnlichen Begabung, mit den unscheinbarsten Mitteln, in dem denkbar engsten Rahmen das umfassendste, grossartigste Weltbild zu geben. In dieser Beziehung ist er Alexander v. Humboldt congenial, welchem er, wie überhaupt die ganze neuzeitliche Dichtung, ersichtlich vielfache günstige Anregungen verdankt. Bei seiner ausgebreiteten Kenntnis des Naturlebens von heute und der von phantasiereichen Naturforschern rekonstruierten vorweltlichen Schöpfung erstreckt sich sein Gebiet über alle Zonen und Zeiten. Unter dem Titel »Weltleben« finden sich Dichtungen, wie die durch eine bewundernswerte Kraft der Personifikation ausgezeichneten »Windsbräute«, die »Elephantenwanderung«, hervorragend durch die geniale Zeichnung des Hereinbrechens einer Weltkatastrophe und die durch alle Reize kontrastierender Darstellung bis ins Kleinste meisterhafte Komposition von »Eismeer und Südsee«, — Dichtungen, wovon jede einzelne eines eigenen Kommentars würdig wäre und an welchen einst — hoffen wir — wie jetzt an Schiller und Goethe, in Mittelschulen die ersten Einblicke in die ästhetischen Gesetze geboten werden mögen. Alles wird dem Dichter hier zur Person und — das ist eben das ihm so ganz Eigene, — zur lebendig angeschauten, innig gefühlten Person. Seine ungeheuer befruchtete Phantasie wird nicht erdrückt vom eingehendsten Wissen, er weiss auch ohne grosse, gelehrthuende Zurüstung, lediglich durch einzelne stimmungsvolle oder »produktive« Züge (in deren Gefolge uns schon immer ganze, wenn auch noch schattenhafte Bilder mitkommen) ein farben- gesättigtes, einheitliches Welt- oder Naturbild vor unsere innere Anschauung zu stellen. Er ladet gleichsam alle Geschlechter der Erde vor seinen Richterstuhl; in oft weichen, elegischen, dann aber auch wieder in machtvollen, zürnenden Tönen besingt er die Schicksale der Städte des Altertums, und ein Ton

klingt durch die grossartige Symphonie seiner Gedanken- und Gefühlswelt immer besonders hell: der des unendlichen Mitgefühls für alles, was Leiden heisst, und keines hartgesottenen Pessimisten Wort ist es, sondern eines an allmählichen Aufgang unsers Lebens, an den endlichen Sieg der sittlichen Weltordnung glaubenden Mannes, wenn es von den Leiden der Schwarzen (»die grossen Stämme«) heisst:

»Doch einst wird auch dein Elend enden müssen.«

Seinen »weltweiten« Blick offenbart er namentlich in Dichtungen, wie »Weltumsegler«. Hier versetzt er uns auf ein Schiff im Stillen Ozean und knüpft an das Erscheinen der eben aufsteigenden Sonne — indem er uns mit ihr wie im Fluge den »Ritt um die Welt« machen lässt, bis ihre Strahlen an Bord eben dieses Schiffes wieder fallen — folgende Strophen:

. O Sonne! stets mit neuen Ländern
Siehst du vor dir die Stunden blühn,
Mit jedem Augenblick verändern
Die Höhen sich, die Ströme fliehn,
Es rauscht vom schwarzen Kaukasus
Im Dunkeln noch der Gletscherfluss,
Wenn hell schon am Indus die Berge glühn.

»Nun ruft der Karawanentreiber
Vor Bagdads Thoren zum Gebet,
Am Nilstrand schöpfen braune Weiber,
Ein Schatten durch die Wüste weht,
Licht rauschen am Karmel die Zedern des Herrn,
Wenn funkelnd hoch der Morgenstern
Noch über den Tannen der Alpen steht.

Doch wenn zum Weltmarkt nun mit Brausen
Das Volk erwacht des Abendlands,
Ellora's alte Tempelklausen
Beleuchtet dann dein Spätrotglanz.
Dann singen an Strömen im duftigen Hain
Die seligen Kinder des Ostens sich ein
Und schlingen im Schatten den heiligen Tanz.

Dann gehn vor dir die Volkswalunen
Europas über Strom und Land,
Auf Schiffen wogt's, es fliegt auf Schienen
Und jede Schwelle wird zum Strand;
In rauchenden Hütten zermüht sich die Not,
Der Reiche verschwelgt und der Hungrige droht,
Voll Aehren prangt das Hügelland.

Es glüht ein Mittag grosser Mühen,
Ein immer lauter Geistertag,
Die Palmen des Gedankens blühen
Und Werke werden Schlag auf Schlag,
Es gründet die Freiheit, es baut sein Recht,
Es sucht ein nimmermüdes Geschlecht
Das Höchste, was sterblicher Wille vermag.

Doch du siehst nun des Unterganges,
Des Urwalds Kinder auf der Flucht,
Der Herbststurm ihres Klaggesanges
Durchhallt die öde Felsenschlucht;
Du blickst durch's unergründliche Grün,
Wo Blumen erblühen und einsam verblühen
Und reift die niemals gesammelte Frucht.

Und jetzt ist uns dein Licht geworden
Im weiten, stillen Ozean,
Hier auf des Schiffs umsäumten Borden.«

In derselben Meisterschaft, mit welcher Lingg seine Naturgemälde grossen Stiles schuf, weiss er uns auch die treibenden Ideen in der Geschichte ganzer Völkerschaften menschlich nahe zu bringen, von deren Blüte und Verfall er erzählt, als ob sie uns längst bekannte, nahestehende Familien wären; unter seiner kundigen Führung lernen wir gleichsam in ihren Herzen das innerste Streben kennen, ihre Leidenschaft, ihre Schuld; ja ganze Weltepochen mit ihren Völkerstürmen, Epidemien kennzeichnet er mit wunderbar visionärer Anschaulichkeit und in solcher Treue historischer Wahrheit, wie sie nur die eingehendste Kenntnis der Geschichte und ein grosser Blick ermöglichen

können. Seiner Kunst war es vergönnt, Stimmungen und Leidenschaften verschollener Menschen mit einer magischen Gegenwartigkeit der Gestalten und Charaktere heraufzubeschwören, die Physiognomie ganzer Epochen und bedeutsamer Momente festzustellen, ihr innerstes Wehen zu zeichnen und lebendig zu machen. Am meisten bekannt von diesen Gedichten sind wohl: »Priesterin der Isis in Rom«, »Bannstrahl«, »Normannenzug«, »Vehme«, »Der schwarze Tod«. Wir wollen aus letzterem, von anderer Seite schon als der grossartigste Totentanz der Weltliteratur gepriesen, einige Strophen bringen:

1.

»Erzittre Welt, ich bin die Pest,
Ich komm' in alle Lande
Und richte mir ein grosses Fest,
Mein Blick ist Fieber, feuer-
fest
Und schwarz ist mein Gewande.

3.

Thal aus und aus, bergauf und ab,
Ich mäh' zur öden Haide
Die Welt mit meinem Wander-
stab,
Ich setz' vor jedes Haus ein Grab
Und eine Trauerweide.

2.

Ich komme von Aegyptenland
In roten Nebelschleiern,
Am Nilusstrand im gelben Sand
Entsog ich Gift dem Wüsten-
brand
Und Gift aus Dracheneiern.

4.

Ich bin der grosse Völkertod,
Ich bin das grosse Sterben,
Es geht vor mir die Wassernot,
Ich bringe mit das teure Brot,
Den Krieg hab' ich zum Erben.

5.

Wem ich nur schau ins Aug' hinein,
Der mag kein Licht mehr sehen;
Wem ich gesegnet Brot und Wein,
Den hungert nur nach Staub allein,
Den durstet's, heimzugehen.

Und so sind alle Dichtungen Linggs von hohen Gedanken getragen; leere Versspielereien sind ihm fern; er selbst sagt

im Vorspruche zu den Jahresringen, dass er der Poesie einen Palast aufbauen wolle,

»Der mit Erd- und Himmelsauen
Auch ein Geisterreich umfasst.«

Durch diese ihre Eigenschaft fordern freilich seine gedankenschweren Schöpfungen ein ziemlich hohes Mass von Aufmerksamkeit seitens des Lesers und scheinen ihrer weiteren Verbreitung einigermassen im Wege zu stehen. Doch wenn man die heutigen Erfolge der Schillerschen Gedichte, die ja auch meist Gedankendichtungen hohen Fluges sind, betrachtet, darf man darin auch für jene die Gewähr einer wohlverdienten grösseren Popularität erblicken. Der Ideenreichtum Linggs aber ist gross und vielseitig. Dass die wunderlichen Bemühungen, ihn in eine sogenannte »Dichterschule« zu zwängen, aus diesem Grunde misslingen mussten, ist leicht begreiflich. Man hat ihn wegen der vielfach sich geltend machenden melancholischen Stimmung zu den »Weltschmerzlern« gezählt, ihn den »Passionsdichter« der Menschheit genannt. Nun, man kennt den Wert solcher charakterisierenden Schlagwörter; man mag aber immerhin diese Bezeichnung gelten lassen, wenn man sie in dem Sinne nimmt, mit welchem sich Lingg selbst einen »Sohn der Schwermut« nennt.

Man kann mit dem Dichter nicht rechten, warum die Saiten seiner Lyra so oft in Tönen des wilden Schmerzes, der Wehmut erklingen, wenn man bedenkt, dass das zum Teil in der Art seiner auf das Grosse und Erhabene gelenkten, mit dem Werden und Vergehen in Natur- und Völkerleben beschäftigten Phantasie liegt, dass anderseits gerade eine echt menschenfreundliche Natur, die millionenmal mehr fühlt, als unsere Seele, weil sie auch unendlich zarter und reicher besaitet ist, auch mehr Schattenseiten im menschlichen Leben sieht.

Wenn Lingg auch oft auf die Wunden seiner Zeit weist, wenn er im heiligen Zorn erglüht über die hässlichen Aus-

wüchse des öffentlichen Lebens und sein Schmerz darüber sich manchmal in schneidenden Worten ausspricht, so muss doch auch darauf hingewiesen werden, dass dieser Schmerz trotz alledem kein trostloser, brennender ist, sondern sich milde auflöst im Hinweise auf eine ewige sittliche Weltordnung, als deren Sänger er erscheint. Er weiss doch auch die zartesten Töne der Freundschaft, des Familienglücks, der Vaterlandsliebe anzuschlagen, und man muss ihn nur erst kennen lernen als den mitleidsvollen Freund der Armut, den Anwalt der Enterbten, als den er sich in unzähligen Liedern zeigt; als den Propheten einer verheissungsvollen Zukunft, dann nimmt man auch gerne die gewaltigen Sturm- und Trauerklänge dieses Dichters hin, weil dann in jenen tröstlicheren Gedanken ein notwendiges Gegengewicht gegeben ist, wir sagen, eine notwendige, versöhnende Zuthat; denn die Aufgabe aller Poesie ist doch, die Wirrsale des Lebens nicht noch mehr zu verwickeln, sondern sie lösen zu helfen, und dieser Aufgabe wird die Lingg'sche Poesie gerecht, wenn sie auch ein oder das andere Mal eine »dunkle Frage« an das Schicksal ungelöst lässt.

Mit welcher Freiheit Linggs Dichtergeist trotz aller Hineigung zu schwermütigen Anschauungen sich darüber wieder zu erheben weiss, zeigt auch der köstliche Humor in manchen Gedichten, wie »Stalllaterne«, »Maikäfers End«, »Frau Reineke«, das satyrische »In der Mode möchte ich sein!« u. a., die man um nichts in seinen reichhaltigen Sammlungen (Gedichte, Schlusssteine, Balladen und Gesänge, Jahresringe) vermissen möchte; so zur Probe folgende kleineren:

Das Krokodil von Singapur.

»Im heil'gen Teich von Singapur
Da liegt ein altes Krokodil
Von äusserst grämlicher Natur
Und kaut an einem Lotosstiel.

Es ist ganz alt und völlig blind,
Und wenn es einmal friert des Nachts,
So weint es wie ein kleines Kind,
Doch, wenn ein schöner Tag ist, lacht's.« —

»Ich weiss schon, wenn ich nicht mehr lebe,
Dann wird geschmückt mit Eichenlaub,
Mit Kränzen von dem Laub der Rebe
Ein Standbild über meinem Staub.

Wie wünscht ich mir dabei zu sein,
Und auch mein Schöppchen mitzutrinken,
Wenn Lebehoch die Männer schrein,
Die Frauen mit dem Tuche winken.«

So hat Linggs Lyrik eine herzstärkende Mischung der feinsten, zartesten, aber auch wieder kräftigst anregenden Ingredienzien, und gerade dadurch, dass dieser geheimnisvolle Reiz lyrischer Beseelung sich bei ihm auch in allen epischen wie dramatischen Werken zeigt, erhebt er sich als wahrer »Dichter« über so manche verständige »Techniker« der Neuzeit. —

Auch auf dem Gebiete der epischen Erzählung hat Lingg Grosses geleistet, in Versen wie in Prosa. Es liegt dieser kurzen Skizze, welche neben dem Lebensabrisse nur einen allgemeinen Ueberblick über das so reiche poetische Schaffen des Dichters geben will, ferne, letzteres unter Hinweis auf die allgemein anerkannten ästhetischen Gesetze einer »Beurteilung« zu unterwerfen; sie will lediglich Inhalt und hervorragende Schönheiten kurz andeuten, um da oder dort möglicherweise Lust zum Studium des einen oder anderen noch weniger bekannten Dichtungswerkes anzuregen. —

Unter dem Titel »Dunkle Gewalten« liess er 1872 eine Reihe poetischer Erzählungen erscheinen, welche stets den ruhigen Fluss epischer Darstellung bewahren und selbst nicht durch das breitest angelegte, oft überwältigend schöne Naturbild die einheitliche Stimmung des Kunstwerks stören, weil letzteres nicht, wie oft bei den Byron'schen Vorbildern aller der-

artigen Poesien, eine willkürlich eingefügte Prunkstelle ist, sondern als mit der Stimmung des Helden übereinstimmend, ja sie veranschaulichend, einen integrierenden Teil des Gedichtes bildet. Den Eindrücken einer Reise ins »Bündnerland«, das Land der Burgen und Ruinen, entstammt daraus »Der Junker von Bergün«; den Inhalt bildet die unter wahrhaft erschütternden Bedrängnissen sich bis zum Tode bewährende Treue eines jungen Edelmannes, der durch seine Treue ein Jugendvergehen sühnt. Eine andere Erzählung: »Der Zieler«, in welcher unter anderm bemerkenswert ist, dass das ehemalige Lokal der Schützengilde Lindaus mit sichtlicher Treue wiedergegeben ist, hat die oft dramatisch belebte Herzensgeschichte eines »Zieler« der genannten Gilde zum Vorwurfe, welcher in blinder Erregung der Eifersucht einen vornehmen Schützen tötet, aber sein Vergehen sühnt, indem er in der folgenden Nacht seine Vaterstadt vor Ueberrumpelung durch den Feind rettet und sich dabei opfert. — Das segensvolle Walten jener in Alpensagen verherrlichten Bergfeen und die rächende Vernichtung des Erdenglückes eines frevelnd vorwitzigen Menschenkindes durch solche erzählen anmutig und spannend die kleineren Stücke »Madrissa« und »Selferetta«.

Aus dem Leben des italienischen Musikkünstlers Astorga, der durch die Liebe einer herzoglichen Prinzessin beglückt worden ist, dem aber diese Liebe Verbannung und Elend brachte, bringt »Astorga« eine Episode. — Eine Frucht der eingehendsten Studien in der Geschichte der Medizin ist »Der Schüler des Paracelsus«. Der unaufgeklärt frühe Tod des Arztes Paracelsus, welcher durch seine phantastische Naturphilosophie wie durch die mutige Bekämpfung der damals blind verehrten Lehre des Galenus weithin Aufsehen erregte, wird vom Dichter, einer alten Meinung nach, einem Schüler desselben angerechnet. Diese Erzählung bietet durch die meisterhafte Verwebung der phantasievollen Weltanschauung des Helden mit dessen oft wunderlicher wissenschaftlichen Lehre ein anziehendes Cha-

rakterbild und darf als die bedeutendste der Sammlung hervorgehoben werden. Der stolze Wahlspruch, mit dem Paracelsus sich als origineller Denker Galen gegenüberstellt: »Alterius non sit, qui suus esse potest« (Eines Andern [Knecht] sei nicht, der selbständig zu sein vermag), verdemütigt sich gegen das Ende bis zum: »Mundus vult decipi, ergo decipiatur!« (Die Welt will betrogen werden, also werde sie betrogen!) — und ein Dolchstich des betrogenen Schülers ist der Lohn des Meisters. — Frappierend wirkt eine Liebesszene auf einem Grabhügel bei Champagner in »Frappiert«, und in einer erhebenden, begeisterten Weise, deren Wärme jedenfalls aus unmittelbarer Anschauung des ewig denkwürdigen Schauplatzes entsprang — Lingg war 1870 bei einem Lazarettzuge beteiligt, der die Verwundeten von Sedan aufzunehmen und in die Heimat zu verbringen hatte — schliesst »Im Elsass« der Hinweis auf die im 70er Kriege an Frankreich sich zeigende, heute kaum mehr »dunkle«, sondern offenbare Gewalt der am Geschehen zwei grosser Nationen sich erweisenden Gerechtigkeit das gehaltvolle Buch.

Der Geschichte des oströmischen oder byzantinischen Reiches entnahm Lingg die Grundlage zu der Reihe von Novellen, welche er 1881 bei Janke in Berlin als »Byzantinische Novellen« herausgab. Auch die Zeit der kurzen Herrschaft der Kreuzfahrer über dieses Reich, das sogenannte »lateinische Kaisertum« ist durch eine Erzählung, »Die Lateiner« vertreten. Sie erzählt, wie die Schuld eines unerhörten Verbrechens, die Kreuzigung eines braven, selbstlosen Kreuzfahrers durch Unheil aller Art gerächt wird, bis die durch Schmerz geläuterte Seele der Heldin gerade in diesem ihrem Opfer die einzige Rettung erkennt. — Die in das Familien-, wie in das Staatsleben oft zerstörend eingreifenden theologischen Streitigkeiten über den Gebrauch der Heiligenbilder innerhalb der katholischen Kirche jener Zeit werden in »Bilderstreit« als historischer Hintergrund verwertet. — Wohl den reinsten und tiefsten Eindruck unter

allen Gaben dieser Sammlung werden »Die beiden Wagenlenker« zurücklassen. Mit seltener Kunst ist das Schicksal zweier sich im grossen Byzanz verlierenden Brüder an den berühmten sogenannten Nikäaufstand (eine blutig niedergeschlagene Empörung der beiden Zirkusparteien, der Grünen und Blauen, gegen den Kaiser Justinian I. 13.—20. Januar 532) geknüpft. Kunstvoll angelegte Handlung, überaus lebensvolles Kultur- und Sittenbild, meisterhafte Charakterzeichnung, erregte Spannung und überraschende Lösung, und nicht zum wenigsten ein gewisser wohlthuender idealer Zug, mit dem der Verfasser dieses edle Brüderpaar im bewussten Gegensatz zur leidenschaftlich erregten Umgebung schmückt, fesseln den Leser wie bei keiner zweiten Novelle Linggs. —

Im Jahre 1883 sammelte er in einem weiteren Bande, betitelt »Wald und See«, fünf Novellen verschiedener Entstehungszeit; in »Sirmio« (Landhaus des römischen Dichters Catullus) gibt er ein liebevoll gezeichnetes Bild aus dem Liebesleben des genannten Dichters mit seiner Lesbia; »Nicht zu hoch«, worin die Entdeckung eines rätselhaften Mordes höchst spannend erzählt wird, zeichnet sich durch ein grosses Feingefühl für innerste Vorgänge des Seelenlebens aus. Die Naturwahrheit der Schilderung, wie selbst ein vollständig reines Gewissen unter Vorspiegelung einer erregten Phantasie alle Qualen eines schuldbelasteten erleiden kann, ist allein Beweis genug, dass unser Dichter der »Plastik des Seelenlebens« ebenso mächtig ist, wie der anschaulichen Darstellung der Aussenwelt. — Die »Bregenzer Klaus« ist später zu einem Drama umgearbeitet worden und soll bei Besprechung der Dramen inhaltlich näher gebracht werden. Auch in »Grenzen« gelangt eine höchst bedeutsame Idee zur Veranschaulichung: dass wir, obgleich oft haarscharf an den Grenzen des Rechten, des Erlaubten uns bewegend, den rechten Weg finden, wenn wir nur immer den untrüglichen Eingebungen und Geboten des Herzens folgen wollten. Vor wenigen Jahren (1889) erschienen die »Furchen«, eine Samm-

lung älterer und neuer Novellen. Den Sinn des Titels deutet das vorangesetzte Motto an:

Der Riss, der durch die Schöpfung klafft,
Geht mitten auch durchs Menschenherz,
Er teilt es in die Doppelkraft
Von Hass und Liebe, Lust und Schmerz
Und wird zur Furche für die Saat
Der guten und der Unglücksthat.

Diese Sammlung enthält eine schon im Jahre 1856, also in der Zeit der vorbereitenden Studien zur »Völkerwanderung« entworfene (in den 80er Jahren auch in »Ueber Land und Meer« zum Abdruck gelangte) Erzählung aus der alten Longobardenzeit; sie behandelt den Streit des longobardischen Königs Kunipert mit Alahis, einem widerspenstigen Herzoge, und eine freierfundene, aber mit der historischen Handlung innig verknüpfte tragische Liebesgeschichte zu Theodote, der Vertrauten seiner angelsächsischen Gemahlin Hermelinde. — »Poet und Sängerin« ist nach einer mündlichen Mitteilung des Dichters an den Verfasser dieser Skizze Darstellung eines eigenen Erlebnisses aus der ersten italienischen Reise. Viele Züge, die an der Hauptperson der kurzen Erzählung, an Richard, hervortreten, werden an Mitteilungen des biographischen Teils dieser Studie erinnern. In »Aeschylus« will der Dichter nach eigener Angabe die Darstellung eines jener rätselhaften Vorgänge geben, in welchen äusseres Geschick und eigentümliche Gemütsanlage sich zum frühen Untergange eines Menschen verketteten. Die Geschichte spielt zur Zeit der Expedition bayrischer Truppen nach Griechenland, und es sind die tiefen Seeleneindrücke, welche aus frühzeitig gemachten herben Lebenserfahrungen erwachsen, zum Aufbau der tragisch endenden Handlung benützt. Leicht erkenntlich ist auch Landsleuten des Dichters das Lokal der ersten Novelle des Bandes: »Nur einmal«; sie bringt in einem farbenreichen Kulturbilde aus der dem 30jährigen Kriege unmittelbar folgenden Zeit eine Begebenheit aus dem Leben

der Aebtissin des Lindauer Stiftes, welche bekanntlich »nur einmal« während ihrer Vorstandschaft einem vom weltlichen Gerichte zum Tode Verurteilten durch ihren Machtspruch die Freiheit schenken durfte. —

Die Krone aller Lingg'schen Schöpfungen, das Hauptwerk seines Lebens ist die »Völkerwanderung«. In 24 Gesängen schildert er darin »das Hereinbrechen der Völker gegen den römischen Staat, Roms Sturz und doppelten Wendepunkt des Geschickes im gleichzeitigen Untergange des Hunnenreiches, Gründung und Ende der neuen Reiche, aus deren Schutt sich jenes, das Mittelalter beginnende, neu erhebt. Ausser den geschichtlichen Helden sollten auch die weltgeschichtlichen Ideen in freigeschaffenen Gestalten eingreifen. So sollte im Telestes der sterbende Hellenismus, in Audogar das aufblühende Germanentum versinnbildlicht werden.«

Für die Beurteilung der »Völkerwanderung« darf nicht der Massstab älterer Epen angelegt werden. Jedes Kunstwerk hat seine ihm eigenen Gesetze in sich, und diese gehen aus der, der Dichtung zu Grunde liegenden und bewegenden Idee hervor. Die Völkerwanderung hat nicht das Schicksal einzelner Personen, sondern die Kämpfe und Leiden ganzer Völker zum Gegenstande und entspricht damit der wissenschaftlichen Anschauung unserer Zeit, welche in den Völkern nicht bloss willenslose Herden, sondern freie, ihre Bestimmung in sich tragende Individuen sieht. Dementsprechend sehen wir am Beginn der Dichtung das vor den Hunnen flüchtende Volk der Gothen an den Grenzen des Römerreiches Land von den Römern erbittend, und von den habsüchtigen Statthaltern betrogen, zum Todeskampfe schreiten, aus dem es siegreich, und den Sturz der Weltmacht anbahnend, hervorgeht. In allen folgenden Gesängen wiederholt sich diese Anschauung als Plan und Grundton des Ganzen. So in den Gesängen, welche die Thaten der Ostgothen, die Schicksale der Franken und Longobarden behandeln.

Befreiung ist überall das Lösungswort. Damit treten die germanischen Völker in die Geschichte. Dem sonst fast unabsehbaren Stoff hat der Dichter mit glücklicher Hand eine leicht fassliche Gliederung gegeben, ohne der historischen Wahrheit oder den Gesetzen seiner Kunst Zwang anzuthun. Am nächsten schliesst sich Linggs Epos dem Child Harold Byrons an, nur dass in der Völkerwanderung, was dort nur Schauplatz der Betrachtung bleibt, hier zur Bühne, zur Weltbühne geworden ist, auf der die Thaten und Ereignisse sich bewegen. In rascher Beleuchtung erscheinen die heroischen Gestalten, im raschen Flusse der Begebenheiten verschwinden sie wieder, nicht ohne vorher ihre weltgeschichtliche Bedeutung, ihre Mission geoffenbart zu haben, die Einen am Alten festhaltend, es beschützend, die Andern störend, zerstörend, Neues schaffend. Dieser Gegensatz geht durch das ganze Epos, der Gegensatz zwischen der antiken und der neuen, der germanischen Welt. — Karl Elze, der geistreiche Biograph Shakespeares und Byrons, sagt: »Byron entbehrte des epischen Sinnes, mit welchem ein Dichter der Gegenwart die Völkerwanderung zum Gegenstand einer grossartig angelegten Dichtung gemacht hat.«

Ein Mittelton zwischen geschichtsphilosophischer und realistischer Darstellung charakterisirt dieses Gedicht und gibt dem Stil, in dem es geschrieben ist, sein Gepräge, getragenes Pathos mit archaistischem Anflug. Das Versmass ist in achtzeiligen Strophen der fünffüssige Jambus, derselbe Vers, den die grossen Dramatiker in ihren mächtigsten Szenen und Schilderungen gewählt haben. Man vergleiche hiezu die Beschreibung der Hunnenschlacht, Geiserichs Meerfahrt, Totilas und die letzten Gothen. Mit diesen grossartigen wechseln idyllische Bilder, die Landschaft griechischer Inseln und Gestade, die Villa des Honorius, der Hertha-Hain u. a. Auch sonst werden, wie das dem Epos geziemt, Bilder häuslichen Lebens, Hochzeiten, Wiegenfeste, Siegeseinzüge vorgeführt, ebenso interessante Episoden, wie die Verschüttung Pompejis, die Legende vom grossen

Pan, von den sieben Schläfern; die Vision des Cassiodorus u. a. m. Julius Grosse sagt, das deutsche Volk habe bis heute diesem herrlichen Werke fremd gegenübergestanden, obgleich es nach seinem inneren Werte zu den Reichskleinodien deutscher Literatur gehört. Es werde einst die Zeit kommen, wo der Deutsche nicht minder stolz auf dies Weltgedicht sein wird, wie der Italiener auf seine *Divina comedia*. Wenn wir auch diesen Worten eines so hervorragenden Dichters wie Julius Grosse nicht unbedingt beistimmen können, so muss doch gesagt werden, die Völkerwanderung erfüllt die erste und höchste Bedingung epischer Dichtung, sie ist national, sie hat ein wichtiges Ereignis aus der Heroenzeit des eigenen Volkes zum Gegenstand, und dieses Ereignis ist von weltgeschichtlicher Bedeutung. Die »Völkerwanderung« ist überdies ein gutes Buch, es wird in Allen, die es mit Einsicht und gutem Willen lesen, edle Gesinnungen erwecken, Liebe zur Freiheit und zum Vaterland, Begeisterung für alles Schöne und Erhabene und An-eiferung zu allen Tugenden.

Die höchste und schwierigste poetische Form, die drama-tische, hatte für Lingg vom allerersten Anfange seiner Dichter-laufbahn an grossen Reiz. Bis jetzt liegen zwölf Werke dieser Gattung von ihm vor. Nicht alle besitzen das wirklich drama-tische d. h. auf leidenschaftlichen Seelenbewegungen beruhende und zum Handeln drängende Leben, das uns so unwider-stehlich bis zum Schlusse fesselt, aber die Mehrzahl davon sind bühnengerechte, wirksame Stücke, welche an bedeutenden Bühnen Deutschlands mit Beifall gegeben worden sind. Berthold Schwarz soll den Sieg eines kühnen Geistes im Kampf mit widerstrebenden Mächten dardun. Der Held ist ein grübelnder Denker wie Faust, dem aber seine Beschäftigung mit den Ge-heimnissen der Natur zu einer Erfindung verhilft, welche die grössten Umwälzungen in der Welt hervorbringen wird: die Erfindung des Schiesspulvers. Er ahnt all das Unheil, den grenzenlosen Jammer, den seine Erfindung, wenn sie bekannt

wird, zur Folge haben muss. Er bebt davor — aber auch Hilfe wird sie dem Schwachen und Unterdrückten bringen. Das ist der Konflikt in seiner Seele. Und er gibt diese Hilfe den Bürgern im Kampf mit den Vertretern des Faustrechts und sich damit den Tod. Er stirbt durch die Geliebte des Ritters, dem seine Erfindung zuerst tödlich wird. —

4 Die 1865 erschienenen »Walkyren« zeichnen sich durch hohen Schwung der lyrischen Teile und durch eine sinnige Fabel aus. — Die Söhne des Königs von Seeland nahmen die drei Walkyren oder Schwanjungfrauen gefangen, als dieselben im Glauben, unbeachtet zu sein, ihre Flügelkleider und damit ihren überirdischen Charakter abgelegt hatten, und führten sie als Bräute nach Hause. Jede derselben brachte ein besonderes Geschenk mit in die Ehe. Hamal erhielt »die Gerte von Gold, die schliesst die Erze auf in der Berge Granit«; Egil: »die Pfeile mit Wolfsblut gestählt, von denen nicht einer des Ziels je verfehlt«, und Wolundür einen Ring, »ihm gehorchen der Elfen Reihn«. Aber nur in Egil lebt eine innige, selbstlose Liebe zur angetrauten Walkyre, darum bleibt auch nur ihm die wunderbare Kraft des Walkyrenringes ungeraubt, und so erscheint eigentlich die Verherrlichung der wahren, selbstlosen Liebe als Grundidee des Gedichtes.

In »Clytia« (1883) besitzen wir eine Idylle herzerfreuender Anmut, liebenswürdigster Schalkhaftigkeit. Ein reicher, edel-fühlender Römer glaubt sich von seiner Geliebten Clytia verlassen; schmerzlich berührt von diesem Verluste sucht er, die Anwesenheit der schon bestellt gewesenen Hochzeitsänger benützend, eine auf Täuschung beruhende Hochzeitfeier zu veranstalten, nicht ohne leise Hoffnung, die Abtrünnige auszulocken oder wenigstens auf Augenblicke zu strafen. Was er gewünscht und gehofft, trifft ein. Die Neugierde, »das ewig Weibliche« führt zur allseits befriedigenden Lösung eines Missverständnisses. — Die »Frauen von Salona« liefern den Beweis, dass nicht immer eine breit ausgeführte Handlung dazu ge-

hört, um dem Stoffe das Gepräge echt tragischer Weihe aufzudrücken. Diokletian, der römische Kaiser, Freund der alten Götter und Todfeind der Christen, hat freien Entschlusses den Purpur abgelegt, um im Frieden der heimatlichen Natur von Salona seine Tage zu beschliessen. Doch der Adoptivsohn Licinius, der durch Diokletian auf den Thron gehoben worden war, kann sich zu Lebzeiten seines Wohlthäters nicht des Thrones sicher fühlen, weshalb er einen Boten an Diokletian sendet mit dem Befehle, letzteren zu töten. Als der Bote sein Vorhaben ausführen wollte, waren die Frauen von Salona eben im Palaste anwesend, um mit Erlaubnis des Exkaisers die Gedenkfeier eines historischen Tages zu begehen. Sie wollen ihren gütigen Herrn beschützen und töten den Boten. Diokletian, wohl wissend, dass dem ersten Boten ein zweiter folgen werde, gibt sich selbst den Tod, und in Erinnerung der Blutschuld, welche der Todfeind der Christen und ihr blutiger Verfolger auf sich geladen haben, spricht der Dichter am Schlusse des Stückes den Grundgedanken desselben aus:

Das Verhängnis kommt, wenn die Zeit sich erfüllt,
Es schreitet heran unnahbar und hüllt
Die vergessene Schuld und den Rächer zugleich
In ihr finsternes Reich —
So bahnt es die Wege der Zukunft.

»Högnis letzte Heerfahrt« ist eine dramatische Dichtung von geringem Umfange, aber wieder eines jener Stücke, durch welche Lingg zeigt, dass er nicht leicht zu erringender Popularität nachläuft, sondern unbekümmert um augenblicklichen Erfolg der edleren Bestimmung aller Poesie, der Lösung der Rätsel des Menschenherzens, gerecht zu werden wünscht. Der Dichter hat den Stoff mit einer überraschenden Fülle ergiebigster Motive ausgestattet, so dass ein gewisses wohlthuendes Ausklingen angeschlagener Töne beinahe behindert erscheint und die Dichtung einen gewissen herben Ton annimmt, der allerdings wieder ganz zum Charakter der »nordischen Scene«

stimmt. — Der Inhalt ist kurz folgender: Dem nordischen König Högni wurde, als er sich eben aus reiner Kampfeslust rüstete, den Sohn seines alten Gegners mit Krieg zu überziehen, gemeldet, dass sein einziges Kind, Hilde, geraubt worden sei. Sogleich zog er gegen den Räuber, das war Hedin, gegen den er, ohne ihn zu kennen, kriegen wollte. Hedin hatte ursprünglich Hilde nur rauben wollen, um gegen den ihn grundlos befehlenden Högni ein Friedenspfand zu haben, war aber beim ersten Anblicke der schönen Hilde von Liebe ergriffen und hatte auch schnell ihre Gegenliebe gewonnen. Högni höhnt Hedin wegen frevelhaften Mädchenraubes; Hedin verteidigt sich damit, er habe nur das Recht des zuerst grundlos Angegriffenen geübt und sich ein Friedenspfand genommen — Högnis Kind. Als aber Hilde hört, dass sie nicht ihrer selbst willen begehrt worden sei, sieht sie sich in ihrer schrankenlos vertrauensseligen Hingebung an den Mann ihrer freien Wahl betrogen und will ihn verlassen. Erst der — vom Dichter mit wunder-
2 voller Kunst vorbereitete — ergreifende Ausbruch innigster Liebe Hedins zum verloren geglaubten Weibe zieht dieses wieder zu ihm, und Hildens demütige Kindesliebe besänftigt auch das Zürnen des von den Göttern alsbald zur Walhalla abberufenen Heldenvaters. —

Baue dem Frieden ein dauerndes Haus,
Achte die ewigen hohen Gesetze,
Sorge, dass sie nimmer hinfort
Unrecht oder Gewalt verletze,
Rede die Wahrheit und halte Wort.

Mit diesen Schlussworten seines Dramas deutet der Dichter auf den Uebergang aus der kriegerischen Heroenzeit zur Aera milderer Menschentums. —

Das überaus wechselvolle Trauerspiel des Hohenstaufengeschlechtes begeisterte unsern Dichter zu einer Tragödie, »Violante«. Der Untergang des durch Sage und Lied verherrlichten Hohenstaufensprösslings Manfred, des hochsinnigen

und feingebildeten Helden, ist hier an die beispiellos gemeine Verrätereie des welschen Ritters Richard von Caserta geknüpft. Lingg erzählt, dass ihn eine Bemerkung des Geschichtsforschers Raumer, wonach die Feinde Manfreds demselben eine strafbare Neigung zur eigenen Schwester angedichtet hätten, ihn auf die Idee seines Dramas gebracht habe. — Lehrreich ist an dem Stücke das dramentechnische Verfahren, zur Gewinnung der Einheit, welche an historischen Stoffen oft so schwer zu finden ist, gerade auf den fruchtbarsten Moment, den Verrat Richards, sich zu beschränken. Und mit welcher Kunst weiss er die ganze Handlung auf das eine Motiv der Eifersucht zu gründen! Schon mit den ersten Akkorden des Spiels ist das Aufleuchten jener dämonischen Leidenschaft angedeutet; in immer stärker anschwellenden Seelenbewegungen wird dies bis zum wilden Ausbruche der Empfindungen geführt, bis am Schlusse des III. Aktes der Konflikt die höchste dramatische Wirkung und Lebendigkeit erreicht. —

Die fünfaktige Tragödie »Macalda« verwebt in ihre Fabel die der sogenannten »sizilianischen Vesper« zunächst folgende Zeit. Nach nahezu gänzlicher Ausrottung des hohenstaufischen Herrschergeschlechtes richtet Karl von Anjou auf Sizilien eine Willkürherrschaft schrecklichster Art ein. Macalda, die hochsinnige, ihrem Vaterlande in glühender Liebe ergebene Tochter eines angesehenen Mannes aus Palermo, der als Freund der Hohenstaufen auch dem Zorne des Anjou zum Opfer gefallen war, weiss das hart bedrückte, nach Unabhängigkeit dürstende Volk zum Aufstand zu entflammen. Er bricht zu Palermo aus, als die übermütigen Franzosen die nach der Vesper aus dem Gotteshause tretende Macalda frech anzutasten wagen. In wenigen Tagen ist die Insel von den Franzosen gesäubert. Die Frucht des blutigen Kampfes, die errungene Freiheit, wollte aber Macalda dem Volke bewahrt wissen und stellte sich mutvoll dem Anspruch auf den Thron erhebenden Hause Arragonien entgegen. In diesem Kampfe jedoch zagt

ihr Frauenherz in Rücksicht auf eine unglückselige Verkettung ihres Schicksals mit dem anderer Teilnehmer der Verschwörung, den letzten rücksichtslosen Schritt zu thun, verstrickt sich in Schuld und fällt als Opfer ihres schuldlos-schuldigen Strebens.

2 Des Dramendichters höchste Aufgabe ist, ein Spiegelbild seiner Zeit zu schaffen, für die treibenden Gedanken seines Zeitalters unsere Anteilnahme zu gewinnen: so wird er ein Dolmetsch seines Jahrhunderts und wirkt für die Zukunft. Naturgemäss sucht der Dichter, um seiner Gedankenwelt wirksamen Ausdruck verleihen zu können, einen solchen Stoff, der dazu auch vorzüglich geeignet ist, und immer hat schon die Wahl desselben als Zeugnis gegolten, wie tief der Dichter die Grundgesetze dramatischer Poesie und die Bedingungen ihrer Wirksamkeit erfasst habe. In diesem Sinne muss unter allen Dramen Linggs dem grossangelegten Trauerspiele »Catilina« ein hoher, wenn nicht der höchste Rang eingeräumt werden. Dem aufmerksamen Beobachter seiner Zeit entgingen die Anfänge sozialer Bewegungen und Bestrebungen zur gesellschaftlichen Umbildung nicht, in deren Brodel wir gegenwärtig stehen, und wie ein Schlagwort unserer gegenwärtigen Zeit gemahnen uns die Catilinarischen Worte:

»Unsre Losung heisst:

Die grossen Saturnalien goldne Jahre,
Gleichheit des Glückes, aller Güter Teilung,
In allem Freiheit und für alle Freiheit!«

So macht der Dichter den thatkräftigen, ehrgeizigen Catilina, dem selbst dessen grösster Feind Cicero die Keime hoher Fähigkeiten und Tugenden nicht abstreitet (*habuit enim ille [sc. Catilina] permulta maximarum, non expressa signa, sed adumbrata virtutum*), zum Aufwiegler und Führer der Armen und Enterbten im feilen Rom. Von jeder Anteilnahme an der Leitung des Staates ausgeschlossen, ohne alle Aussicht, seine

zerrütteten Verhältnisse anders zu ordnen, lässt er sich durch den Vorwurf des Vaterlandsverrates zur sinnlosen Wut und wirklichen Empörung hinreissen und fällt als Opfer eigener Schuld im tapferen Kampfe um die Gewalt. —

Wenn man bedenkt, dass diese Dichtung der frühesten Zeit des Dichters angehört — die Form lässt sie als Frucht an Shakespeare sich anlehnender Studien erkennen —, so muss man die Kraft und Sicherheit bewundern, mit welcher er die ganze Handlung aus dem Charakter des Helden sich entspinnen lässt; in ihm liegen alle Keime späterer Gestaltung; auf ihn ist Schuld und Sühne gegründet und in schöner Steigerung drängt ohne zersplitternden Seitensprung die Ursache zur Folge bis zu jener gewaltig wirkenden Szene des III. Aktes (dem Höhepunkte), in welche Lingg die mit höchster Spannung erwartete Gegenüberstellung der Gegner — Catilina und Cicero — gelegt hat. Leider verliert durch den Bau der zweiten Hälfte (Catilina tritt im ganzen vierten Akt nicht mehr auf) das Stück das Interesse für die Haupthandlung. Gegenwärtig (Sommer 1894) arbeitet der nunmehr zu voller künstlerischer Reife durchgedrungene Dichter das Jugendwerk nochmals um und so darf man hoffen, dass es, wie dasselbe durch den Umschwung (die Peripetie) einige Aehnlichkeit mit Shakespeares Coriolan hat, gleich diesem ein vollgelungenes Beispiel einer psychologischen Charaktertragödie werde.

»Die Bregenzer Klausen« (aus einer eigenen Novelle umgearbeitet) ist das einzige Drama Linggs in Prosa. Inhalt: Ein patriotischer Vorarlberger Bauer, Heltmann, welcher im 30jährigen Kriege Gut und Familienglück verloren hat, will gegen Ende des Krieges — der seine letzten Donner gerade in des Dichters Heimat rollen liess — die Schweden bei der beschlossenen Erstürmung einer kleinen Feste in Bregenz als Wegweiser ins sichere Verderben führen, erkennt aber im Kommandanten der Feinde seinen eigenen, ihm früher entlaufenen Sohn und gibt demselben sich und seinen Plan zu erkennen.

Der Sohn entschliesst sich, den Vater zu retten, indem er auf dessen verräterische Führerschaft verzichtet, siegt und rettet den Vater unter Gefährdung des eigenen Lebens vor schimpflichem Tode.

Dieses Schauspiel ist von allen am meisten der Bühne anbequemt, wirkungsvoll und von der Kritik einstimmig gelobt.

Das neueste dramatische Gedicht, »Der Herr des Feuers« (in 3 Akten) spielt im ersten Akte in Konstantinopel vor der Sophienkirche an jenem schrecklichen Maitage 1453, an welchem das christliche Ostrom mit seinem letzten heldenmütigen Kaiser Konstantin Dragases dem Sultan Soliman II. unterlag. In dieser zur straffen Einheit verknüpften Exposition heben sich unter allen Griechen hervor: Gregor, der christliche Feldherr und Erfinder einer unserem Pulver ähnlichen, »griechisches Feuer« benannten Mischung, wodurch er den Osmanen so lange Widerstand leisten konnte; dann Eudora, die durch körperliche Schönheit wie hellenische Bildung hervorragende Jungfrau, welche wenige Augenblicke vor der Erstürmung der Stadt sich dem Gregor vermählte, aber von demselben, infolge Gefangennahme ihres Gatten, sofort wieder getrennt wurde. Die Handlung wird in den beiden letzten Akten nach Syrakus verlegt, wohin Eudora und ihr Bruder nebst vielen vertriebenen Griechen Zuflucht nahmen. Alle diese sind der Meinung, Gregor habe aus Feigheit die Religion Christi abgeschworen, und verfluchen ihn. Nur Eudora hält noch an ihm und im Glauben an seine Ehre fest. Gleichwohl muss sie dem Bruder schwören, ihre Stellung zu jenem zu verschweigen. Dies führt zu mannigfachen Verwicklungen, da der kunstliebende Giovanni Medici, welcher gerade auf einer Reise in Sizilien ist, sie trifft und in Liebe für sie erglüht. — Da erscheint mit einem neuen Trupp Flüchtiger Gregor in Türkenkleidern. Man stösst ihn zurück, man verlangt seinen Tod, nur Eudora tritt für ihn ein. Allein mit Abscheu weist man auf die gebrandmarkte Hand, das unauslöschliche Zeichen seines

todwürdigen Verbrechens. Selbst Eudoras Glaube wird bei diesem Anblicke erschüttert. Doch nun lösen sich auch allmählich die Rätsel: die Strafe der sonst nur bei Renegaten üblichen Brandmarkung war an ihm nur wegen seines Trotzes vollzogen worden; zur Verschärfung der Strafe hatte man ihn auf ein Galeerenschiff geschmiedet. Als man jedoch im feindlichen Heere erfuhr, dass er der gefürchtete Dschin (Dämon) des Feuers sei, wollte man ihm gegen Bekanntgabe seines Geheimnisses die Freiheit schenken. Im Augenblicke, da seine Ketten gelöst wurden, stürzte er sich ins Meer und es gelang ihm, sich schwimmend bis zu einem Griechenschiffe zu retten, auf welchem er nach Sizilien kam. Die letzten Zweifel an dieser Aussage Gregors beseitigt Omar, der Gesandte Solimans, welcher Gregor ausgeliefert haben will und dadurch indirekt bestätigt, dass Gregors Schuld nicht die grosse des Glaubensverrates sei. Die Christen vereinigen sich gegen Omars Gefolge und besiegen es. Medici ladet die Griechen an seinen Hof nach Florenz ein, womit das Zeitalter der wiedererblühenden Kunst und Wissenschaft im Abendlande seinen Anfang nimmt. —

Wenn die Palme aber der merkwürdigsten Handlung zuerkannt werden müsste, so würde sie unter Linggs Dramen unbedingt der Tragödie »Candiano« gespendet werden, denn in ihr vereinigen sich alle Vorzüge Lingg'scher Poesie: kühner Wurf, fieberhafte Spannung nach der Zukunft hin und die ganze Farbenglut seiner unvergleichlichen Phantasie. — Der Sohn des Dogen von Venedig, Candiano, ein mutiger, entschlossener Mann, ist wegen mancher Frevelthat seines überschäumenden Jugendmutes in seiner Vaterstadt verhasst; als er einst einen jungen, angesehenen Mann wegen einer Gewaltthat desselben — begangen an einem durch Falschspiel gewonnenen Syriermädchen — im offenen Zweikampfe erschlagen hatte, wurde er aus Venedig verbannt. Er will sich blutig rächen für die erlittene Schande, flieht zu den räuberischen Korsaren auf

eine ferne Insel und wird deren Häuptling. Seit diesem Augenblicke

» gings
In allem übel mit der Republik,
Und ganz entsetzlich drohen die Korsaren,
Die allen Handel uns zerstören, Schiffe
Wegnehmen, Schrecken überall verbreiten
. . . Und oft auch schwemmt
Die Flut zerstückte Glieder an den Strand«

Da stirbt Candianos Vater. Er kehrt verkleidet zurück, um noch einmal die Hand seines guten Vaters zu küssen und Abbitte zu leisten an seiner Bahre für den grossen Kummer, den er ihm bereitet hatte. Er wird erkannt und der bedrängte Staat gibt ihm — dem Korsarenhäuptling, dem Urheber all ihres Unglückes — die Dogenwürde, auf dass sein kräftiger Arm das Vaterland vor noch tieferem Elende beschütze. Nicht lange aber, so geht im Volke ein geheimes Geflüster über die Vergangenheit des Dogen um, und der Verdacht, dass Candiano der Korsar selbst gewesen sei; denn seit seiner Rückkehr sind jene Räuber »wie hinweggefegt«. Dieser immer lauter werdende Verdacht macht ihn ängstlich, unsicher. Er sucht das öffentliche Gewissen durch einen Sieg über den Tribut nehmenden Nachbar zu beschwichtigen, die Aufmerksamkeit von sich abzulenken. Mit Hilfe der Korsaren unternahm er diesen kühnen Zug. Eine Woche weiss niemand in Venedig, wo er weilt, was er unternimmt. Nach glücklich vollendetem Kriegszuge kehrt er zurück mit der Tochter des Besiegten als Braut. Doch mittlerweile hatten die Venetianer volle Gewissheit darüber erhalten, dass ihr Doge — der Korsar war. Candiano weiss durch mutiges, kluges Auftreten die erwachende Empörung nochmals zu entwaffnen. Die Mutter misstraut mit Recht dem Frieden, der ihren Sohn nur in trügerische Sicherheit wiegen sollte; um ihn zu sofortigem entscheidenden Kampfe zu zwingen, reizt sie selbst das anwesende Volk durch Mitteilung des

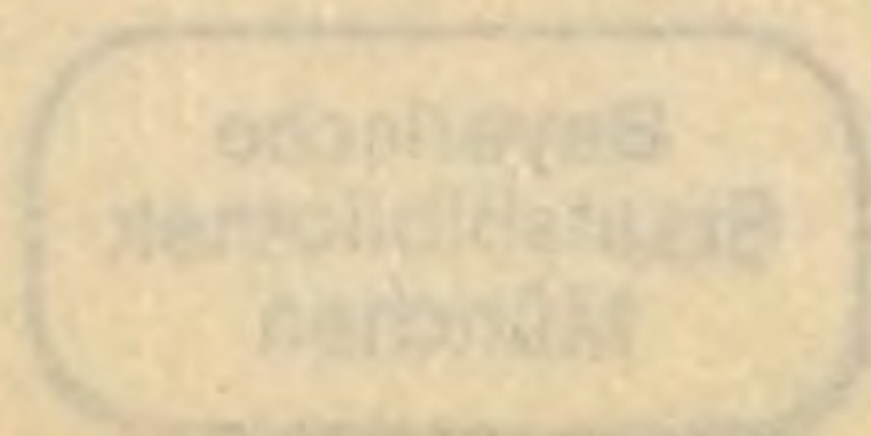
fürchterlichen Geheimnisses zum Kampfe. Candiano verliert Besinnung und stürzt sich verzweifelnd in die Waffen der Gegner. —

Gleich hervorragend durch echt dramatischen Bau des wohl lautenden Versfusses wie durch Klarheit in Ausprägung des tragischen Moments verbindet diese Dichtung bei voller künstlerischer Mässigung dennoch die höchste Wirkung durch die bedeutende Idee, dass jede Schuld sich rächt, die Ruhe des Gewissens raubt, dem Uebelthäter selbst das Gute zum Bösen wendet und nicht ruht, bis derselbe der vergeltenden sittlichen Weltordnung anheimfällt, wie es der Dichter so schön dem Candiano in den Mund legt:

»Beargwöhnt mich Venedig? Was geschehen,
Ich kann es nicht begraben, nicht verstummen,
Nicht aussein lassen, immer sprosst was flüsternd
Daraus hervor, und gierig lauschen Alle
Dem schleichenden Gerücht. Es scheint wohl nicht,
Dass man verhasste Thaten, Thaten die
Entgegen sind der allgemeinen Ordnung,
So von sich nehmen kann, wie nie gewesen.«

Und so blickt uns auch aus dem letztbesprochenen Werke des Dichters dessen Signatur entgegen: hoher, sittlicher Ernst, das tüchtigste Streben, den höchsten Zielen seiner Kunst gerecht zu werden. »Ich habe — schreibt er in einem für den Verfasser der Skizze bestimmten Briefe — stets für Wahrheit, Recht und Freiheit meine Feder geführt und bin mir somit keiner Sünde gegen den heiligen Geist bewusst.« (Der Vortrag sollte ursprünglich am Pfingstsamstag gehalten werden.)

Gelegentlich der Hans Sachs-Feier am K. Hof- und National-Theater zu München hat ferner Lingg die Einleitung in Versen und zwischen die einzelnen Hans Sachs'schen Stücke die Gespräche der Patrizierfamilie, in deren Haus gespielt wurde, gedichtet und damit viel Lob und grossen Beifall geerntet.



Seit mehr als drei Dezennien wurde überhaupt in München beinahe kein Fest der Erinnerung, keine Denkmalweihe gefeiert, wozu Lingg nicht einen Prolog gedichtet hätte. Auch von anderen Städten, wie Wien zur Lessing- und Anastasiusgrünfeier wurde seine Muse eingeladen, so von Augsburg, Köln zur Einweihung des Domes, Lauingen, Tübingen, Lindau. Es widerlegt dies am besten den Vorwurf, dass der Dichter unseres Algäu dem Leben der Gegenwart und seinen Zeitgenossen abgewandt, im Geiste sich nur mit der Vergangenheit beschäftige. —

In fremde Sprachen übertragen wurden mehrere Dichtungen von Hermann Lingg: Ins Englische (Lieder und Balladen), ins Italienische und Französische ebenfalls, ins Schwedische die Novelle »Die beiden Wagenlenker«. Der erste der böhmischen Dichter der Gegenwart Jaroslav Vrehlicky gab ein Bändchen Uebersetzungen der Poesien des von ihm hochgeschätzten deutschen Dichters heraus. — Von den Gedichten und Gesängen (Chören) sind über fünfzig in Musik gesetzt, und werden oft und gern gesungen. Besonders beliebt sind sein »Römischer Triumphgesang« und »Salamis«. Letzteres von deutschen Gesangsvereinen in Amerika gesungen, ertönt selbst an den Gestaden des stillen Ozeans. — Ich schliesse hier. Dieser Vortrag will den Dichter nicht so sehr als solchen beurteilen, als in ihm vielmehr einen jener verdienstvollen Männer feiern, die ihre Lebensaufgabe in der Pflege jener Ideale erblicken, von denen wir im Eingange gesagt haben, dass durch sie auch Deutschland seine Grösse wieder erhalten habe.

H. Buckton
Buckton
11 London

Kreller, Rupert.

Hermann Lingg Sein Leben und Schaffen : (Vortrag, gehalten im Vereine für
allgemeine Bildung und Fortschritt zu Immenstadt)

München 1896

Biogr. 634 v

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11803056-5